

Warszawa 2

"D" 8580

Illustrierte Zeitung



W. Hammer



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3809.



Z
XIX

Kriegsnummer 100.

Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

25. Mai 1916 (Fortsetzung).

Im Brandale (Ballarja) nahmen österreichisch-ungarische Truppen Ghiefa in Besitz. Die Nachlese im Angriffsraum erhöhte die Beute noch um 10 Geschütze.

Eins der l. u. l. Seeflugzeuggeschwader belegte den Bahnhof und die militärischen Anlagen von Latisana mit Bomben. Am 24. Mai nachmittags hat ein Geschwader von österreichisch-ungarischen Seeflugzeugen Bahnhof, Postgebäude, Kaserne und Kastell in Bari ausgiebig und mit sichtbar gutem Erfolge bombardiert. Alle Flugzeuge sind unverletzt eingetroffen.

26. Mai 1916.

Rinks der Maas wurde ein von Turcos ausgeführter Sandgrubenangriff westlich der Höhe 304 abgeschlagen. Auf dem östlichen Maasufer setzen wir die Angriffe erfolgreich fort. Unsere Stellungen westlich des „Steinbruchs“ wurden erweitert, die Thiaumont-Schlucht überschritten und der Gegner südlich des Forts Douaumont weiter zurückgeworfen. Bei diesen Kämpfen wurden weitere 600 Gefangene gemacht, 12 Maschinengewehre erbeutet.

die Luftzeughalle und den Binnenhafen von Grado mit Bomben. Nachts warf ein feindliches Luftschiff zahlreiche Bomben auf Triest, die jedoch niemand verletzte und auch keinen Schaden verursachten.

Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot hat am 23. Mai morgens die bedeutenden Hochöfen von Portoferraio auf der Insel Elba sehr erfolgreich beschossen. Das Feuer wurde von einer Strandbatterie wirkungslos erwidert. Anschließend an die Beschichtung versenkte das Unterseeboot den italienischen Dampfer „Washington“.

27. Mai 1916.

Nördlich des Kanals von La Bassée drang eine unserer Patrouillen bei Festubert in die feindliche Stellung, machte Gefangene und kehrte ohne Verluste zurück.

In den Argonnen lebhafter Minentampf, durch den die feindlichen Gräben in größerer Breite zerstört wurden. Außer einigen Gefangenen erlitten die Franzosen zahlreiche Verluste an Toten und Verwundeten.

Rinks der Maas richteten die Franzosen seit Mitternacht heftige Angriffe gegen Cumieres; es gelang ihnen, vorübergehend in den Südostend des Dorfes einzudringen. Wir machten bei der Säuberung 53 Gefangene.

Die Zahl der im Angriffsraum erbeuteten Geschütze hat sich auf 284 erhöht.

Am Monte Sief und Am wurden feindliche Angriffe abgeschlagen.

Bei Feras in Albanien versuchten die Italiener, die am Nordufer der Bojusa liegenden Ortschaften zu brandtschlagen; sie wurden durch österreichisch-ungarische Patrouillen vertrieben.

Das bulgarische Hauptquartier teilt unter anderem mit: Am 23. Mai an der Front Doiran-Gewaghel starke gegenseitige Kanonade. Beim Dorfe Majodagh brachte unsere Artillerie eine feindliche Batterie zum Schweigen und trieb feindliche Schützen aus ihren Gräben. Eine französische Patrouille wurde aus dem Dorfe Palmisch verjagt.

28. Mai 1916.

Deutsche Erkundungsabteilungen drangen nachts an mehreren Stellen der Front in die feindlichen Linien; in der Champagne brachten sie etwa 100 Franzosen als Gefangene ein.

Westlich der Maas griff der Feind unsere Stellungen am Südwesthang des „Toten Mannes“ und am Dorfe Cumieres an; er wurde überall unter großen Verlusten



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Im Park von Schloss Orléans nach der Beschießung durch die Franzosen am 21. Dezember 1915.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem an der Westfront zugelassenen Kriegsmaler Martin Groß.

In der Gegend von Loivre, nordwestlich von Reims, machten die Franzosen einen ergebnislosen Gasangriff.

Das im Tagesbericht vom 21. Mai erwähnte, südlich von Château-Salins abgeschlossene feindliche Flugzeug ist das fünfte von Leutnant Wintgens im Luftkampf außer Gefecht gestellt.

Im Eganer Abschnitt eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen den Ciaron (südlich Burgun) und erlommen die Gipfelhöhe (Cima Undici). Im Raume nördlich von Vliago erkämpften Teile des Grazer Korps einen neuen großen Erfolg. Der ganze Höhenrücken vom Corno di Campo Verde bis Meata ist in ihrem Besitz.

Der Feind erlitt auf seiner Flucht im wirkungsollsten Geschützfeuer große blutige Verluste und ließ über 2500 Gefangene, darunter einen Obersten und mehrere Stabs-offiziere, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre, 300 Fahrräder und viel sonstiges Material in den Händen der Sieger.

Nördlich Arfiero wurden die Italiener zuerst aus ihren Stellungen westlich Barcarola vertrieben, sodann säuberten die l. u. l. Truppen in siebenstündigem Kampfe die Waldungen nördlich des Monte Cimone und besetzten den Gipfel dieses Berges. Im oberen Wosinalal ist Bettale gewonnen.

Österreichisch-ungarische Landflieger bewarfen die Bahnhöfe von Vercy, Esio, Thiene und Vicenza, Marineflieger

Westlich der Maas gelang es uns, bis zu den Höhen am Südwestrand des Thiaumont-Waldes vorzustoßen.

Ein französischer Angriffsversuch dagegen wurde durch Artilleriefeuer im Keime erstickt. Zwei feindliche Angriffe gegen unsere neuerobernten Stellungen südlich der Feste Douaumont scheiterten restlos. In den Kämpfen südwestlich und südlich der Feste sind seit dem 22. Mai an Geirangenen 48 Offiziere, 1943 Mann eingebracht. — In der Nacht vom 25. zum 26. Mai hat ein deutsches Flugzeuggeschwader die russische Flugstation Wapenholm auf der Insel Osel erneut mit Bomben belegt und dabei gute Treffer, größtenteils in den Flughallen selbst, erzielt. Trotz heftiger Beschichtung sind alle Flugzeuge wohlbehalten zurückgekehrt.

Das zur Befestigungsgruppe von Arfiero gehörende Panzerwerk Cava Matti, die Straßensperre unmittelbar südwestlich von Barcarola, ist in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen. Leutnant Albin Maier des Sappeurbataillons Nr. 14 drang mit seinen Leuten ungeachtet des heftigen beiderseitigen Feuers in das Werk ein, nahm die feindlichen Sappeure, die es sprengen wollten, gefangen und erbeutete so drei unverletzte schwere Panzerfaubizen und zwei leichte Geschütze.

Nördlich von Vliago bemächtigten sich die l. u. l. Truppen des Monte Mosfice, auf dem Grenzrücken südlich des Eganatalles brangen sie bis auf die Cima Maora vor.

abgeschlagen. Südlich des Flusses herrschte heftiger Artilleriekampf.

Die österreichisch-ungarischen Truppen bemächtigten sich des Panzerwerkes Corniola (westlich von Arfiero) und im befestigten Raum von Vliago der beständigen Zäusperr Bar Vliaga südwestlich des Monte Smeraldo.

Abteilungen bulgarischer, im Strumatalle operierender Truppen sind am 28. Mai aus ihren Stellungen vorgegrungen. Sie haben den südlichen Ausgang des Gnapasses von Kupel sowie die anstehenden Höhen südlich und westlich des Strumalflusses besetzt.

29. Mai 1916.

Feindliche Monitoren, die sich der Küste näherten, wurden durch Artilleriefeuer vertrieben.

Den Flugplatz von Furnes bewarfen deutsche Flieger erfolgreich mit Bomben.

Auf beiden Ufern der Maas dauert der Artilleriekampf mit unverminderter Heftigkeit an.

Zwei schwächliche französische Angriffe gegen das Dorf Cumieres wurden mißlos abgewiesen.

Stärkere russische Kräfte versuchten in den letzten Tagen, sich durch Laufgräben und Sappen an die österreichisch-ungarische befestigte Front heranzuarbeiten. Das Feuer der Geschütze und Minenwerfer vereitelte die Arbeiten des Feindes.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3809. 146. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9. M. 50, frei ins Haus 9. M. 75. Preis dieser Nummer 1. M. Der 29. Juni 1916. Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareilzeile oder deren Raum 1. M. 50, auf Seiten mit redaktionellem Text 2. M.



Nichts Besseres für Genesende

zur schnellen Wiedererlangung verlorener Körper- und Nervenkräfte als BIOCITIN, denn es ist das von medizinischen Autoritäten anerkannte, wirklich hervorragende und vertrauenswürdige Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden erschöpften Organismus. Durch Blutverlust geschwächte Verwundete, durch Krankheit oder andere Ursachen heruntergekommene Personen, schwächliche, geistig oder körperlich zurückgebliebene Kinder, blutarme Frauen und Mädchen, stillende Mütter, sie alle finden im BIOCITIN ein Kräftigungsmittel von unvergleichlicher Wirksamkeit. Für den Soldaten im Felde bildet Biocitin eine ideale konzentrierte Kraftnahrung, die in Fällen der Not zur Überwindung von Strapazen und Entbehrungen wertvollste Dienste zu leisten geeignet ist. Hauptsächlich aber ist es das grosse Heer der Nervösen, denen BIOCITIN Kräftigung und Auffrischung des gesamten Nervensystems bringt. Zum Ersatz der verbrauchten Nervenkraft und zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit ist BIOCITIN unentbehrlich. BIOCITIN ist in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir zurückzuweisen, denn BIOCITIN ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Eine Broschüre und ein Geschmacksmuster sendet auf Wunsch kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S. 61/J. 5.

Der Weltkrieg als Krisis des Idealismus.

Von Dr. Heinrich Scholz, Privatdozent an der Universität Berlin.

Ungeheure Erschütterungen haben den Boden aufgelockert, der die Kulturvölker der Erde trägt. Was alle Kulturen der Welt nicht vermocht hätten, haben die in dem Weltkriege der Nationen aufgespeicherten Reibungsstoffe wider alles Erwarten bewirkt; sie haben die Welt im höheren Sinne, die Weltwelt, aus den Fugen gerückt und in einer Weise zerfallen, die die schlimmsten Befürchtungen hinter sich läßt. Unschätzbare Werte sind vernichtet, große Ansätze und Absichten zerstört, kostbare Lebenssaaten zerstampft. Verbindungen, die für Jahrhunderte festgelegt schienen, sind der Beharrungsprobe erlegen und unter dumpfen Akzenten zusammengebrochen. Wie der römische Imperator auf den Trümmern der brennenden Stadt starrt der Geist dieses Schicksals uns an und hämmert uns ein Lied in die Ohren, das wir für längst verklungen hielten:

Das Lied der Vögel, das sie grauend sangen,
Als Tantalos vom goldenen Stuhle fiel.

In dem Schicksal des griechischen Titanen scheint sich das Schicksal des neueren Idealismus zu spiegeln. Ein überaus ernstes, erschütterndes Schicksal, eine Krisis, die nicht zu fühlen, selbst schon einen drückenden Mangel an Idealismus befunden würde; denn wenn es ein Zeichen von Schwäche ist, sich durch Impressionen bestimmen zu lassen, denen eine tiefere Bedeutung vielleicht gar nicht zukommt, so ist es ein Wertmal inneren Erstarkens, wenn unser Herz nicht mehr schlägt, wo es schlagen müßte, falls es zu schlagen fähig ist. Die Unterschätzung eines großen Momentes ist keine geringere Unlage gegen den menschlichen Geist als die Überschätzung eines im höheren Sinne unerheblichen Augenblickes; und wenn diese, wie jeder Überreifer, in der Mehrzahl der Fälle nur vorübergehend schadet, so kann jene, wie jede Unterlassung, dauernd verhängnisvoll werden.

Der ältere Idealismus hatte es in einem Falle wie dem gegenwärtigen leichter, sich und seine Stellungen zu retten. Die hohe supranaturale Gestalt, die er sich unter dem Einfluß des Christentums gegeben hat, ist von vornherein so wenig nach irdischen Mäßen zurecht, daß selbst die tiefsten Erschütterungen der irdischen Welt ihr nur wenig anhaben können. Im Gegenteil. Dieser ältere Idealismus braucht solche Erschütterungen so wenig zu fürchten, daß er sie in gewisser Weise geradezu als seine Bundesgenossen ansehen kann. Sie beweisen ja nur, was er behauptet, daß es mit dem weltlichen Idealismus nichts ist, daß er auf Irrtum und Selbsttäuschung beruht, und daß nur ein in den Himmel hineintagender, von der himmlischen Welt erleuchteter Idealismus seines Namens würdig ist. Ein Glücksfall ist jede Idealität, die aus der irdischen Welt herausleuchtet, ein Glücksfall, der Dant und Beethoven verdient, ja selbst der Ehrfurcht würdig ist und nur der gedankenlosen Gleichgültigkeit in seiner hohen Bedeutung entgegen kann; aber doch immer nur ein Glücksfall, auf dem sich das Denken nicht aufbauen darf, ohne daß es selbst schuldig wird, wenn es mit ihm zusammenbricht. Um es noch einmal und kürzer zu sagen: der idealistische Einbruch des Lebens und der in ihm pulsierenden Kräfte ist nach der Auffassung dieses älteren Idealismus mehr eine Verhüllung der eigentlichen Wahrheit als eine Offenbarung derselben. Die eigentliche Wahrheit ist vielmehr die, daß dieses ganze irdische Leben an und für sich im argen liegt und darum auch jeden Augenblick auf das Ärgste gefaßt sein muß, damit die diesem Leben im tiefsten widersprechende göttliche Art um so heller erscheine, die stumpf gewordenen Sinne schärfe und die kalt gewordenen Herzen entzündet.

Man braucht nicht ins Mittelalter zurückzutreten, um die eigentümliche schlichte Größe dieses älteren Idealismus zu empfinden. Sie spricht gleichsam, unabhängig von Raum und Zeit, eine eigene stille Sprache für sich, eine Sprache, die um so verständlicher wird, je mehr alle übrigen Arten des Idealismus in einer Krisis wie der gegenwärtigen den schwersten Beinträchtigungen unterliegen. Dieser supranaturale Idealismus ist die stärkste, fast einzige Quelle gewesen, aus der unsere Vorfahren die Kräfte geschöpft haben, mit deren Hilfe es ihnen gelang, die Wunden des dreißigjährigen Krieges gleichsam von innen her auszuheilen. Eine solche Quelle verdient Beachtung, vielleicht sogar Bewunderung; und wenn man das Ethos gewisser griechischer Bildwerke mit dem unbeweglichen Meeresgrunde verglichen hat, so kann man mit nicht geringerem Recht das Ethos dieses Idealismus mit dem unerschütterlichen Himmelsgewölbe vergleichen.

Dennoch — wir können zu ihm nicht zurück, wenigstens nicht, solange wir uns mit den neuen großen Gesichtspunkten ernst nehmen, mit denen die in dieser Hinsicht eigentümlich zusammenwirkenden Mächte der Renaissance, der Aufklärung und des teils humanistisch, teils pantheistisch, teils neuprotestantisch empfundenen deutschen Idealismus unsere Weltanschauung beschenkt und, wie wir glauben, vertieft und bereichert haben. Der menschliche Geist im weitesten Sinne, sofern er durch Ideen bestimmt wird, sie mögen sich auswirken, wo es auch sei, in Wissenschaft oder in Kunst, Staat oder Gesellschaft, im Ausgleich oder in der Erzeugung von Spannungen, wie sie der Wettbewerb mit sich bringt, vor allem aber mit der Befähigung, alle übrigen Güter des Lebens der Schätzung der geistigen Werte unterzuordnen, erscheint uns im Anblick seiner Kräfte und Leistungen als etwas so ansehndes, daß unser Begriff vom Idealismus eine Welt- und Wirklichkeitsnähe erlangt hat, die wir weder preisgeben können noch wollen. Zwar werden wir hoffentlich niemals aufhören, das Ideale zu empfinden, das im gestirnten Himmel aufleuchtet und uns über die Welt hinausweist; indessen hat unser Idealismus neben diesem Sternbild, durch den er mit dem älteren Idealismus zusammenhängt und sich tiefinnig mit ihm verknüpft, noch einen zweiten Gesichtspunkt und eine zweite Welt, an der er mit dem höchsten Interesse haftet: es ist die spezifisch menschliche Welt. Der eigentümliche Kern dieses Idealismus ist demnach die überzeugungsvolle Anschauung von der

Idealität des menschlichen Geistes, das heißt von seiner Fähigkeit, sich durch Ideen so weit über Interessen und Instinkte zu erheben, daß diese durch jene erleuchtet, geklärt und an sinnlosen Auswirkungen gehindert werden.

Dieser Idealismus hat Schiffsbruch gelitten. Seine Lage ist kritisch im höchsten Grade. Den schwersten Stoß hat jener Idealismus erfahren, der sich auf die Intelligenz der Kulturvölker und ihren mächtigen Einfluß auf die friedliche Ausgestaltung der durch den allseitigen Wettbewerb fortwährend ausgelösten Spannungen gründete. Wir können diesen Idealismus wegen seines Ursprunges aus dem Anblick der kulturellen und kulturelzeugenden Intelligenz als kulturpsychologischen Idealismus bezeichnen. Dieser kulturpsychologische Idealismus hat nichts mit dem Pazifismus zu tun, wenigstens nicht mit dem Pazifismus, der sich in Abrüstungsprogrammen und antimilitaristischen Kampfbildungen ausdrückt. Er kann mit dem stärksten Willen zur Wehrhaftigkeit auftreten und erscheint erst dann in seinem eigentlichen Sinne, wenn er mit diesem Willen auftritt. Das alte Römerwort von der Kriegsbereitschaft als Friedensbedingung braucht er durchaus nicht umzuwerfen. Er stützt sich nicht auf die Schwäche des Unvermögens, sondern auf die Macht des stärksten Vermögens, das den Kulturvölkern zukommt, die durch sie sinnvoll wirkenden Intelligenz.

Dieser Intelligenz wird zugemutet, daß sie die wettbewerblichen Reibungen, in denen ein harter Teil ihrer wertvollsten Lebenskräfte erscheint, und die darum auch niemals aufhören sollen, nie zu dem Punkte kommen läßt, wo ein Kampf auf Tod und Leben beginnt, der alle Beteiligten mit Vernichtung bedroht. Eine Intelligenz, die so etwas zuläßt, ist eine jammlos gewordene Intelligenz. Wir kämpfen mit dem guten Gewissen, keinen Teil an ihr zu haben; aber wenn wir, wie es die Lage fordert, über unsere eigene Sphäre hinaus und zu den Engländern hinübersehen, so haben wir ein großes Kulturvolk vor Augen, noch dazu ein germanisch-protestantisches, das durch seinen gewollten Beitritt zu diesem Kriege sich auf das schwerste an dem Ethos eines sinnvollen Kulturwillens schuldig hat. England allein hat den Krieg nicht gemacht; aber daß es zu diesem Kriege gekommen ist, ist doch wesentlich Englands Werk, und wenn er, womit man rechnen muß, mit einer unberechenbaren Erschöpfung aller europäischen Kulturvölker, einschließlich Englands selber, endigt, so wird England vor allem für diesen Ausgang verantwortlich sein. Ein Ausgang, dessen Sinnlosigkeit durch seine Dialektik verschleiert werden kann.

Von der Intelligenz eines Kulturvolkes darf ferner erwartet werden, daß sie zwar erfindend genug ist, um ihr Werk gegen willkürliche Eingriffe zu schützen, aber auch einsichtslos genug, um es womöglich in keinem Falle bedingungslos aufzugeben. Wie furchtbar haben die Franzosen, nach den Nachrichten, die wir erhalten, und an denen zu zweifeln kein Anlaß ist, im Verlauf des Krieges gegen diese Erwartung gesündigt! Der Friede wird mehr oder minder das Ende der Großmachtpolitik der französischen Kultur sein. Als Deutsche, die selbst um ihr Leben kämpfen und selbst aus tausend Wunden bluten, braucht uns dieses Ende nicht zu bekümmern, um so weniger, als die Franzosen selbst diesen furchtbaren Ausgang zu wollen scheinen. Aber als weltanschauliche Wesen dürfen wir doch die Krisis empfinden, die hier schon beinahe zur Katastrophe des Idealismus geworden ist.

Endlich liegt in dem Werk der kulturelzeugenden Intelligenz bei aller nationaler Bestimmtheit, die wir vielleicht erst jetzt ganz durchschauen, ein so starkes völkerverbindendes Element, daß es undenkbar erscheinen konnte, daß mehrere Kulturvölker sich gegen ein einziges von unbestrittener Kulturernergie mit halbbarbaren zum Zwecke seiner ausdrücklichen Vernichtung verbinden könnten. Aber das Undenkbare ist wirklich geworden, und es tut seiner erschütternden Bedeutung keinen Abbruch, wenn unsere Gegner das Lösungswort von der Vernichtung Deutschlands jetzt nach und nach preisgeben — notgedrungen, weil sie einsehen, daß sie es nicht wahrhaben können.

Faßt man diese Beobachtungen zusammen, so wird man nicht länger zweifeln können, daß der Weltkrieg die denkbar schwerste Krisis des kulturpsychologischen Idealismus bedeutet.

Nicht minder enttäuscht worden sind die Hoffnungen, die der Idealismus auf die Wirkungen der religiösen und sittlichen Kultur mit anscheinend gutem Recht gegründet hatte. Mag der Umkreis der Wirkungen dieser Kultur von realistischen Beobachtern der menschlichen Natur schon immer sehr eingeschränkt worden sein: daß er so dürftig ausfallen würde, brauchten selbst Skeptiker nicht zu erwarten.

Der religiöse Idealismus, wenn man darunter einerseits die ausgleichenden Wirkungen der Anerkennung eines über die Partikularitäten der Völker erhabenen göttlichen Wesens versteht, andererseits das von Kombinationen mit dem eigentlichen Selbstentum zurücktretende Selbstgefühl des christlichen oder wenigstens des monotheistischen Kulturkreises — dieser Idealismus hat gründlich versagt, so gründlich, daß es nicht nötig ist, Worte darüber zu verlieren. Nirgend hat die religiöse Überzeugung die Verzerrungen des nationalen Partikularismus zu überwinden vermocht; sie hat sich vielmehr von ihm überwinden lassen und ihm in mehr als einem Falle mit den fragwürdigsten Mitteln gedient. Sie hat, anstatt zu dämpfen, geschürt, anstatt zu lindern, gehohlet, anstatt zu beruhigen, aufgeschaukelt und dem unaufhaltsamen Dünkel eines Demutsschleier gelassen, der selbst aus dem Stoff des Hochmuts gewebt ist.

Was aber die Solidarität des christlich-monotheistischen Kulturkreises nach außen hin betrifft, so hat sie durch die Vereinigung der Japaner und die erzwungene Beteiligung so vieler wilder Völkerschaften einen Stoß erlitten, von dem sie sich schwerlich so bald wieder erholen wird, vielleicht überhaupt nicht wieder erholt. Man hat vom Weltfälligen Frieden gesagt, daß er das konfessionelle Prinzip

aus der politischen Welt geschafft habe. Das ist in mehr als einer Hinsicht beiden Teilen heilsam gewesen. Man wird vielleicht von diesem Kriege später einmal sagen müssen, daß er das christliche, das religiöse Prinzip aus der politischen Welt verdrängt habe. Ob man dann auch noch mit gutem Gewissen von einem Vorteil für beide Teile wird reden dürfen? Möglich ist es, wahrscheinlich nicht. Daß mit dem religiösen Prinzip in seiner mehr oder minder christlichen Auswirkung eine der stärksten idealistischen Mächte aus dem Gesichtskreis der europäischen Kulturvölker ausgeschieden würde, wird sich schwerlich bestreiten lassen; und die Lage wird dadurch nicht besser, daß man diesen Verdrängungsprozeß auf die kritischen Höhepunkte einschränkt. Erstens nämlich ist jede Macht an ihrem Verhältnis zu ihren stärksten Widerständen zu messen, und zweitens kann man nie wissen, wie bald eine solche Abperrung von den Höhepunkten ins tägliche Leben hinabwinkt.

Die Früchte der sittlichen Kultur sind gleichfalls in einem Umfange ausgeblieben, an den keine Phantasie herangerufen hat. Der englische Belebungsfeldzug wird dadurch nicht weniger minderwertig, daß er, wie die übrigen englischen Expeditionen, zum Glück für uns gescheitert ist und wir uns nach und nach an diese ganze Strategie so gewöhnt haben, daß sie uns kaum noch merktlich erregt. Und der beispiellose Treubruch Italiens bleibt auch nach der gerechten Sühne, die ihn seit seinem Jahrestage verfolgt, eine Erschütterung erster Ordnung. Zugegeben, was jeder weiß, daß die politische Moral mit der Moral des Individuums nicht zusammenfällt und aus sehr erheblichen Gründen vielleicht nicht einmal zusammenfallen darf — hier ist eine Immoralität vorhanden, die selbst bei ruhiger Überlegung und Ausbeutung aller Möglichkeiten einer irgendwie einleuchtenden sittlichen Ausdeutung schlechterdings nicht mehr fähig zu sein scheint.

Am schwersten aber drückt schließlich die Frage, ob die Grundvoraussetzung zutrifft, auf der sich der neue Idealismus erhebt, die Voraussetzung, daß es schließlich die geistigen Werte sind, für die ein Kulturvolk sein Leben einsetzt und kämpfend selbst unterzugehen bereit ist. Stünde es so, daß diese Frage zweifellos bejaht werden könnte, so würden die Beunruhigungen, von denen wir gesprochen haben, zwar noch keineswegs verschwinden, aber doch sehr gemildert werden. Wir würden dann eben sagen können, daß die Höhe des Kampfbildes die Niedrigkeit der Kampfmittel wenigstens in einem gewissen Sinne ausgleicht und diese, wenn auch noch nicht verständlich, so doch einigermaßen begreiflich macht; begreiflich nämlich unter der Voraussetzung, daß wir leidenschaftliche Menschen, nicht leidenschaftslose Engel sind.

Aber dürfen wir so entscheiden? Dürfen wir mit gutem Gewissen sagen: es sind trotz aller Furchtbarkeiten in letzter Hinsicht geistige Werte, die in diesem Kriege die Welt erschüttern? Sind es vielmehr nicht nur reine Machtwerte, um die sich der ganze Weltkrieg dreht? Sind es vielmehr nicht im tiefsten Grunde nur ungezügelter Machtinstinkte, die sich in diesem Kriege austoben, die diesen Weltbrand entfesselt haben?

Wir stehen vor einer Schicksalsfrage. Daß Machtinstinkte der größten Art und Machtwerte, denen jeder erkennbare Zusammenhang mit den geistigen Werten fehlt, für diesen Krieg mit verantwortlich sind, ist durch die Einmischung Russlands und das Eingreifen Englands wohl mehr als nur wahrscheinlich gemacht worden. „Wer diese Sache mit Ernst ansieht, dem wäre nicht wunder, daß ihm das Herz zerbrechen vor Weinen. Sieht man's schimpflich an mit Demotrit, möcht' einer vor Lachen gerathen.“ So gaulst die Welt.

Der Wille zur Macht ist die Weltseele dieses Krieges; die eigentlichen geistigen Werte liegen so sehr an der Peripherie, daß sie sich nur durch sehr künstliche Verschleierungen in den Mittelpunkt rücken lassen. Ein einziger Ausweg ist noch offen. Es ist denkbar, daß der Wille zur Macht in gewissen Kombinationen selbst als ein geistiger Wert erkannt wird.

Wie steht es um diese Möglichkeit? Wir können nicht leugnen, daß sie uns Deutschen, trotz Nietzsche, noch immer nicht recht einleuchten will. Wir wollen froh sein, daß es so ist. Wir dürfen mit unserer Schwerfälligkeit dem Idealismus im weitesten Sinne immer noch näher zu kommen hoffen als jene zweideutige Leichtigkeit, die hier gar keine Hindernisse vorfindet. Wir kennen durch das Verdienst unserer Klassiker den Idealismus in seiner höchsten Gestalt, als reine Hingabe an die geistige Welt, wie vielleicht kein zweites Volk; wir werden am Ende auch fähig sein, den Idealismus im weitesten Sinne klarer als andere Völker zu sehen. Klarer: das heißt vor allem freier von Überhebungen und falschen Gleichungen, die sich hier so verlockend anbieten.

Wir reden alle von geistigen Mächten und bezeugen damit durch die Sprache, daß die geistigen Werte selbst Machtwerte sind. Dann ist auch das Umgekehrte möglich, daß die Machtwerte unter gewissen Bedingungen selbst geistige Werte sind. So ergibt sich die Frage: Unter welchen Voraussetzungen können Machtwerte zu geistigen Werten werden? Die Antwort wird so lauten müssen: Machtwerte können unter drei Bedingungen zu geistigen Werten werden. Erstens, wenn sich in ihnen die Intelligenz einer Nation im weitesten Sinne des Wortes ausdrückt. Zweitens, wenn die Machtwerte in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der geistigen Arbeit empfunden werden, die sie erfordern haben und dauernd erfordern; erst in zweiter Linie dagegen unter dem Gesichtspunkt des Genusses, den sie verschaffen. Drittens, wenn der in den Machtwerten eines Volkes aufgespeicherte Geist und Wille nicht nur sich selbst und seinem Genuß, sondern jenseit dieser Grenzen den Menschheitszwecken zu dienen bereit ist.

Unter diesen drei Bedingungen können Machtwerte zu geistigen Werten werden. Es ist, um auf die erste Bedingung zurückzukommen, klar, daß Machtwerte, soweit



Aus den Kämpfen vor Verdun. Zeitungsblätter im Granatfeuer. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem an der Westfront ausgefallenen Kriegsmaler Martin Probst.

sie der Intelligenz, der geistigen Arbeit und Anstrengung eines Volkes entstammen und nicht auf bloßen Glückszufällen oder verschollenen geschichtlichen Kombinationen beruhen oder ihrem Inhaber mühselos zufallen, selbst einen geistigen Wert erlangen und unter dem Gesichtspunkt ihrer Bestimmung als geistige Werte bezeichnet werden dürfen, selbst wenn sie der Substanz nach ganz ungeistig sind.

Es ist ferner klar — und damit stoßen wir auf die zweite Bedingung —, daß Machtwerte materieller Art, sofern sie nicht als Genußwerte, sondern als Arbeitswerte empfunden werden, als Werte, die ein Volk bei der Arbeit erhalten und beständig zu neuen Leistungen anspornen, in Hinsicht auf die sie begleitende Empfindung, die der Stumpfheit wehrt und die Tüchtigkeit anregt, als geistige Werte betrachtet werden dürfen. Denn der geistige Charakter eines Wertes hatet nicht sowohl an seiner Substanz, als vielmehr an seinen Funktionen, das heißt an den Gesichtspunkten, unter denen er gewertet wird oder gewertet werden kann. Darauf beruht es offenbar, daß auch geistige Werte im substantiellen Sinne jeden Augenblick materialisiert werden können, nämlich da, wo sie nur noch als Erb- und Bruntstüde empfunden werden. Umgekehrt wird hierdurch klar, inwiefern auch die materiellsten Werte einer hohen ideellen Ausbeutung fähig sind. Sie sind es insofern, als derselbe Geist, der in den eigentlich geistigen Werten als Substanz erscheint, in ihnen als Funktion empfunden wird.

Zur vollen Deutlichkeit wird diese Auslegung freilich erst da gelangen, wo auch die dritte Bedingung erfüllt ist, der Ausblick auf die Menschheitsweite. Eine Nation, die ihre Machtwerte ohne diesen Ausblick empfindet, sie gleichsam selbstständig in sich verapfelt, würde jenes Moment der Unzueignung vermissen lassen, ohne welches kein Idealismus auf die Dauer bestehen kann und kein Machtwort ohne innere Selbsttäufung als geistiger Wert in Anspruch genommen werden kann. Die Fähigkeit, an irgendeinem entscheidenden Punkte über sich selbst hinauszusehen, ja das Bedürfnis, mit den Gütern, in denen man gleichsam sich selbst objektiviert hat, über sich hinauszuwachen und der Idee der Menschheit

zu dienen, ist ein so wesentliches Kennzeichen jedes echten Idealismus, daß auch die Nationen von dieser Lebensprobe auf keinen Fall dispensiert werden können.

Diese Bestimmungen können akademisch erscheinen; sie sind aber doch wohl aus der Erkenntnis des Lebens gewonnen. Denn erst durch sie wird verständlich, inwiefern jedes Volk — und das verblendete ist hier nicht aus-

gegenüber, mit dem wir zunächst hatten rechnen müssen, sogar ein sehr beträchtlicher Gewinn. Ein Tor bleibt freilich immer ein Tor, auch wenn er sich für weise hält; und ein Betrüger bleibt ein Betrüger, auch wenn er sich höherer Absichten bewußt ist. Aber es ist doch schon eine beträchtliche Entlastung der Menschheit, wenn wir wenigstens denken dürfen, daß das radikale Böse, auch da, wo es uns als solches erscheint, von den ihm anscheinend verfallenen Nationen nicht als solches empfunden wird, daß immer ein idealistischer Rest oder die Möglichkeit eines solchen zurückbleibt, dessen Anerkennung ebenso Pflicht ist wie die schärfste Kritik des leichtfertigen Mißbrauchs, der mit ihm getrieben werden kann.

Durch diese Erkenntnis wird die Krisis, in der sich der Idealismus befindet, nun freilich nichts weniger als aufgehoben. Die Tatsachen, an die wir erinnert haben, und die Beunruhigungen, die sich mit ihnen verknüpfen, bleiben in vollem Umfange bestehen und müssen jeden Ernsten und Aufrichtigen beschäftigen, dem der Idealismus mehr als eine geistige Phantasie und das Völlerringen der Gegenwart mehr als ein bedauerlicher Zwischenfall ist.

Aber das Eine ist doch erreicht. Wir sind nicht gezwungen, die Erscheinungen des Weltkrieges als Katastrophe des Idealismus ausulegen. Wir haben das Recht, ohne innere Selbsttäufung, vielmehr auf Grund einer ersten Bestimmung es bei der Krisis bewenden zu lassen. Wir sind nicht gezwungen, an der Menschheit zu verzweifeln, so sehr wir an ihr zu zweifeln durch die ungeheuren Enttäufungen dieses Weltkrieges genötigt sind. Handelt es sich im Kampf um die Macht schließlich doch der Möglichkeit nach um verhüllte oder offenbare geistige Werte, so mögen die Idealitäten, die in diesem Kriege gefallen sind, uns noch so ernst und nachdenklich stimmen: der Idealismus braucht nicht zu stürzen. Er kann sich von dieser Krisis erholen. Freilich wird das nur dann gelingen, wenn die Menschheit, die sich vor dem Kriege so gern in dem Gedanken bspiegelt hat, wie herrlich weit sie es gebracht habe, sich nach dem Kriege fragen läßt, wie viel ihr zu tun noch übrigbleibt.



General Townshend (X), der Besiegte von Kut el Amara, bei seiner Ankunft in Konstantinopel. An seiner Seite der Plakkommandant von Konstantinopel.

(Phot. Meisenstein.)

genommen — gerade im Kampf um die Macht seinen höchsten Idealismus mit subjektiver Ehrlichkeit entfallen kann. Wohlgeordnet: entfallen kann; denn nichts wäre irriger als die Folgerung, daß es bei dieser Entfaltung tatsächlich überall ehrlich zugeht. Mehr als die Möglichkeit ist hier schließlich nicht zu beweisen. Aber auch das ist schon ein Gewinn, und dem absoluten Nichts

gegenüber, mit dem wir zunächst hatten rechnen müssen, sogar ein sehr beträchtlicher Gewinn. Ein Tor bleibt freilich immer ein Tor, auch wenn er sich für weise hält; und ein Betrüger bleibt ein Betrüger, auch wenn er sich höherer Absichten bewußt ist. Aber es ist doch schon eine beträchtliche Entlastung der Menschheit, wenn wir wenigstens denken dürfen, daß das radikale Böse, auch da, wo es uns als solches erscheint, von den ihm anscheinend verfallenen Nationen nicht als solches empfunden wird, daß immer ein idealistischer Rest oder die Möglichkeit eines solchen zurückbleibt, dessen Anerkennung ebenso Pflicht ist wie die schärfste Kritik des leichtfertigen Mißbrauchs, der mit ihm getrieben werden kann.



Die Gründungsversammlung von „Deutschlands Spende für Säuglings- und Kleinkinder-Schutz“ im Sitzungsaal des Herrenhauses zu Berlin am 21. Juni: Begrüßung der Gäste durch den Vorsitzenden, Rabinetsrat a. D. Dr. Dr. v. Behr-Pinnow. (Vgl. den Artikel auf S. 922.)

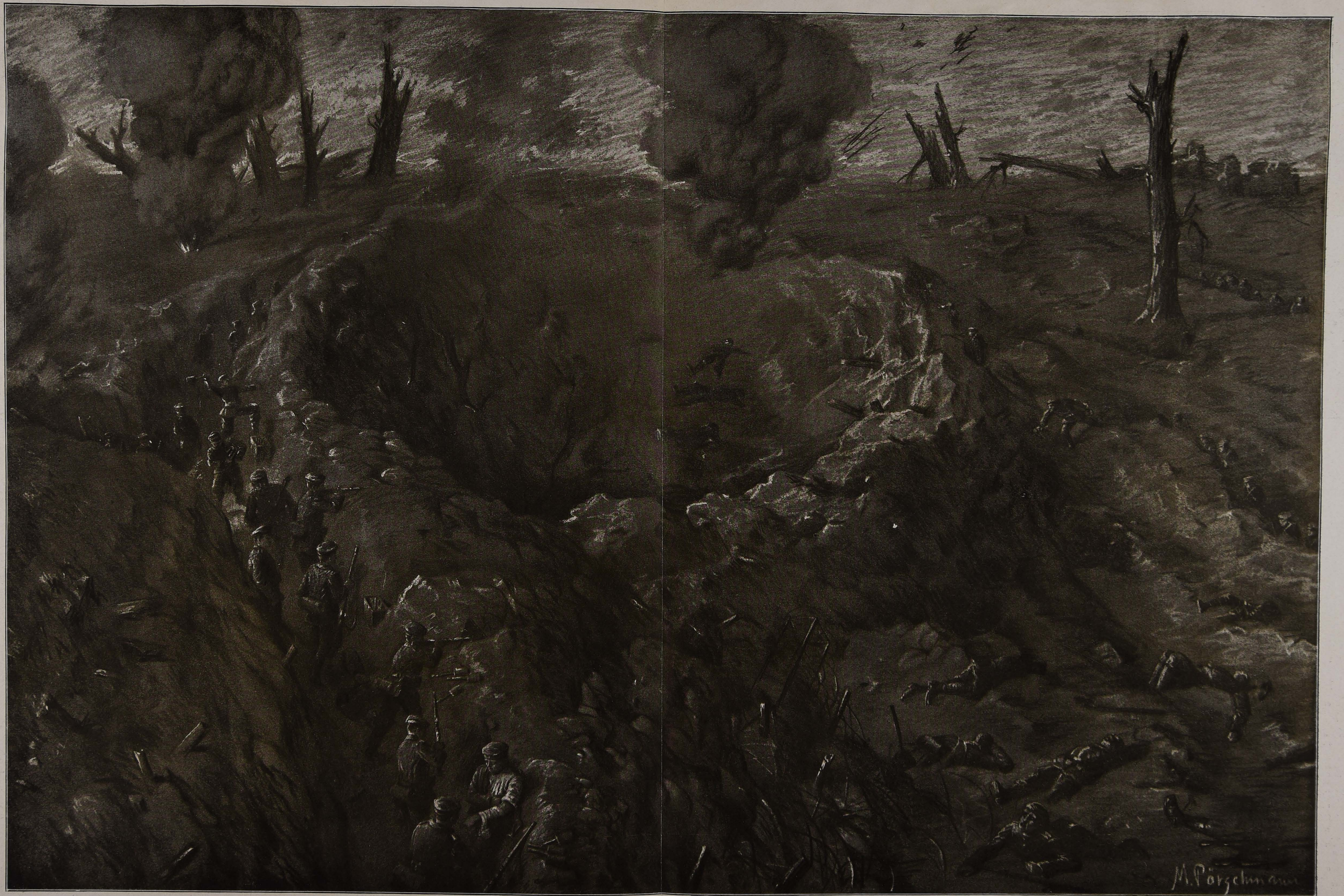
In der Loge links vorn: Die Schutzherrin der Organisation, Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg. Am Präsidententische links: Hofrat Meier, München, Vorsitzender des Deutschen Krippenverbandes; rechts: Professor Dr. Langstein, Direktor des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses Charlottenburg.

Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Zander & Labisch, Berlin.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Straße in Neuve-Chapelle nach dem Kampfe.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem im Westen ausgefallenen Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.



Von den Minenkämpfen in Flandern: Ein von den deutschen Truppen in der englischen Stellung bei St-Eloi gesprengter Minentrichter. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Max Pörschmann.

Der Krieg in Kamerun.

Die Kämpfe im deutsch-englischen Grenzgebiet. Durch gleichzeitigen Vormarsch überlegener Streitkräfte auf allen Fronten im Verein mit Unternehmungen der Schwärmer an der Küste hofften die verbündeten Engländer und Franzosen, die Zusammenziehung der im ganzen Schutzgebiet zerstreuten deutschen Schutz- und Polizeitruppe zu verhindern und die schwachen deutschen Truppen einzeln vernichten zu können. Dementsprechend überschritten im August 1914, abgesehen von einzelnen schwächeren Abteilungen, drei

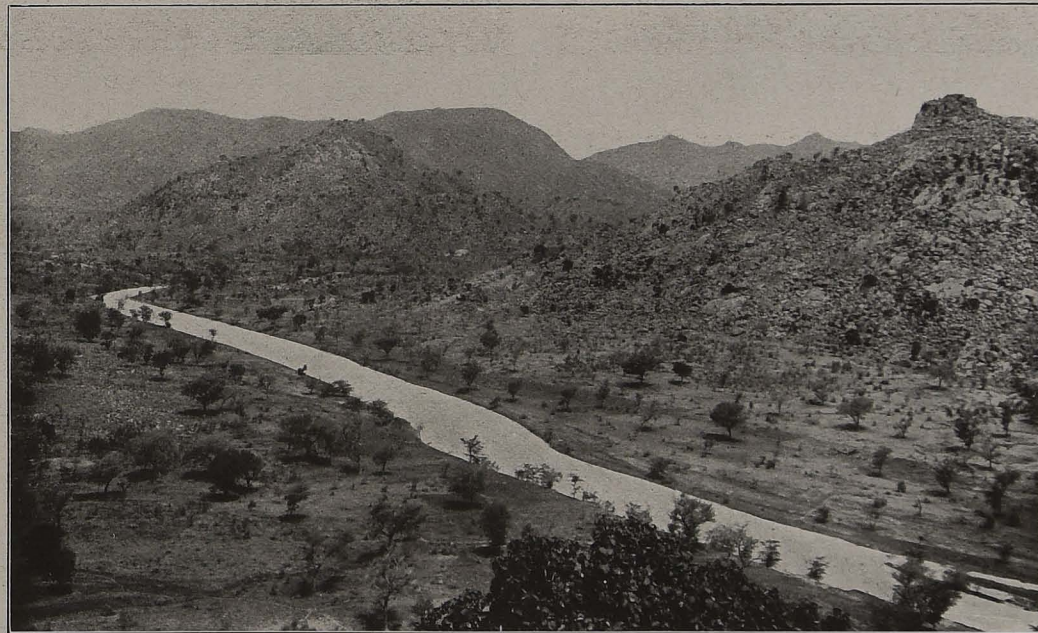
starke englische Kolonnen die Nordwestgrenze Kameruns. Die eine folgte dem Laufe des Kreuzflusses und bezog am 25. August den deutschen Zollposten Njanafang. In ihren starken Verschanzungen wurde sie in den frühen Morgenstunden des 6. September von den deutschen Truppen unter Führung des Majors Kammstedt angegriffen und nach schwerem Kampfe völlig sprengt. Erst Ende Dezember 1914 überschritten am Kreuzfluß englische Truppen wieder die deutsche Grenze und drangen jetzt bis Oshidinge vor. Bis Oktober 1915 sind sie hier von schwächeren deutschen Kräften festgehalten worden.

Die zweite englische Kolonne war auf der Straße Yola-Garua am Venue vorgerückt, hatte am 25. August 1914 schwache deutsche Sicherungen bei Tepe zurückgeworfen und in der Nacht vom 29. zum 30. August die von Hauptmann Freiherrn v. Traillshelm geführte 7. Kompanie bei Garua angegriffen. Sie erlitt eine schwere Niederlage; ihre Trümmer flüchteten auf das englische Gebiet

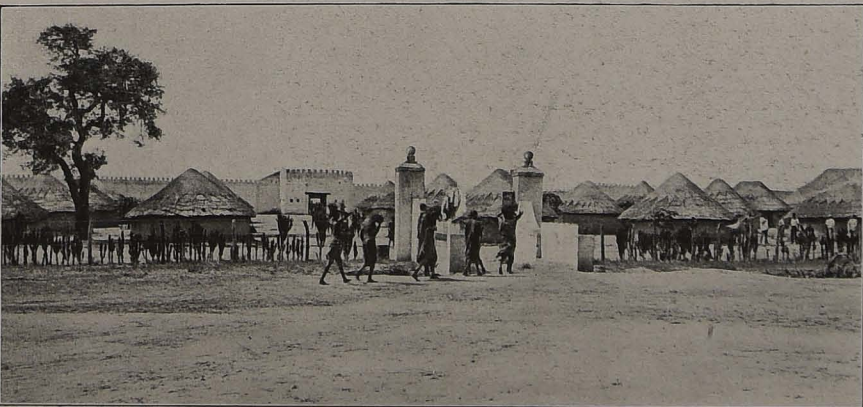


Oberleutnant Zimmermann, Kommandeur der Schutztruppe. (Hofphot. Breuning, Hanau.)

zurück. Anfang Januar 1915 sammelten sich bei Garua, dessen Befestigungen inzwischen möglichst vervollkommen und dessen Befestigung durch Heranziehung zweier Kompanien verstärkt worden war, englische und französische Truppen. Garua wurde locker eingeschlossen; doch wahrte sich die deutsche Besatzung zunächst noch derart die Freiheit, daß sie im Verein mit der Abteilung Banjo ihre Unternehmungen bis auf das englische Gebiet auszuweiten vermochte. Erst nach dem Ende Mai 1915 erfolgten Eintreffen schwerer englischer und französischer Geschütze, denen gegenüber die drei in Garua befindlichen Gebirgsgeschütze wirkungslos waren, wagten die Gegner, die Einschließungslinie näher an die deutschen Befestigungen heranzuschieben. Schließlich mußte sich nach zehntägiger schwerer Beschließung am 10. Juni die Besatzung ergeben; einem Teil war zuvor der Durchbruch gelungen. Nach dem Fall Garuas rückten die feindlichen Truppen auf den nach Ngaundere und Banjo südwärts führenden Straßen auf das Hochland vor. Ngaundere wurde ihnen bereits am 27. Juni



Gebirgslandschaft in der Nähe der vom Hauptmann v. Raben anderthalb Jahre gehaltenen Bergfestung Mora. (phot. Hauptmann Strümpell.)



Soldatenlager in Garua. (phot. Hauptmann Strümpell.)



Exerzieren am Maschinengewehr. (phot. Hauptmann Strümpell.)

überlassen; die kleine Besatzung konnte den Ort der Übermacht gegenüber nicht halten. Wenige Wochen darauf fiel auch Tingere in feindlichen Besitz. Ziehend zogen sich die schwachen deutschen Truppen allmählich auf Tibati und weiter auf Joto zurück.

Die auf Banjo vormarschierenden englischen Truppen stießen am Nordrande des Hochlandes bei den Pässen von Genduru und Gandua auf zähen Widerstand deutscher Truppen. Erst am 24. Oktober 1915 konnten sie Banjo belegen, nachdem sich die deutsche Besatzung in eine nahe Bergfestung zurückgezogen hatte. Hier hat sie unter den Hauptleuten a. D. Schipper und Schloffer tapfersten Widerstand geleistet. Erst nach zehntägiger Beschließung durch schwere Artillerie, und nachdem die Munition nahezu erschossen war, räumte sie in der Nacht vom 5. November während eines Gewitters die Stellung.

Nur Kranke und Verwundete fielen den Engländern in die Hände.

Die dritte englische Kolonne war auf Mora vormarschiert und hier von der 3. Kompanie unter Hauptmann v. Raben geschlagen worden. Der deutsche Führer hatte sich nach seinem Siege in das Mandara-Gebirge zurückgezogen, da die Residuitur Mora sich zur Verteidigung nicht eignete. Seine Truppe wurde von englischen und französischen Truppen eingeschlossen. Fast anderthalb Jahre hat sie sich in der Bergfestung gehalten. Der feindlichen Übermacht, den Unbilden des Klimas, dem Mangel an Lebensmitteln hatte sie getrotzt. Erst als die Munition verbraucht war, mußte die Bergfestung im Februar 1916 dem Gegner überlassen werden.



Hauptmann v. Raben, der Held von Mora. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)

Die Kämpfe im deutsch-französischen Grenzgebiet.

Die deutsch-französischen Grenzgebiete hatten im August 1914 gleichfalls drei starke französische Kolonnen überschritten. Im Osten drangen französische Truppen, nachdem sie in der Nacht vom 6. zum 7. August den Zollposten Singa überfallen hatten, gegen den Radei vor. Vor ihnen wichen die weit schwächeren deutschen Truppen des Hauptmanns Eymael ziehend allmählich bis in die Gegend von Bertua zurück. Zu Beginn des Jahres 1915 wurde hier heftig gekämpft. Schließlich gelang es den deutschen Truppen, den Gegner zu schlagen und zum Rückzuge hinter den Radei zu zwingen. Erst im Juli 1915 setzten die Franzosen in erheblicher Stärke wieder über den Radei. Ihren Vormarsch konnten die

deutschen Abteilungen auf die Dauer nicht aufhalten. Nach Zerstörung der Stationen Dume und Abong-Mbang zogen sie sich an den Njong und den Sonaga zurück. Hier schlugen sie die Franzosen im August und September in mehreren Gefechten (am Njong, bei Gele-Menduka, Wongo, bei den Njom-Dörfern) und trieben sie bis Dume und Bertua



Reckturner.



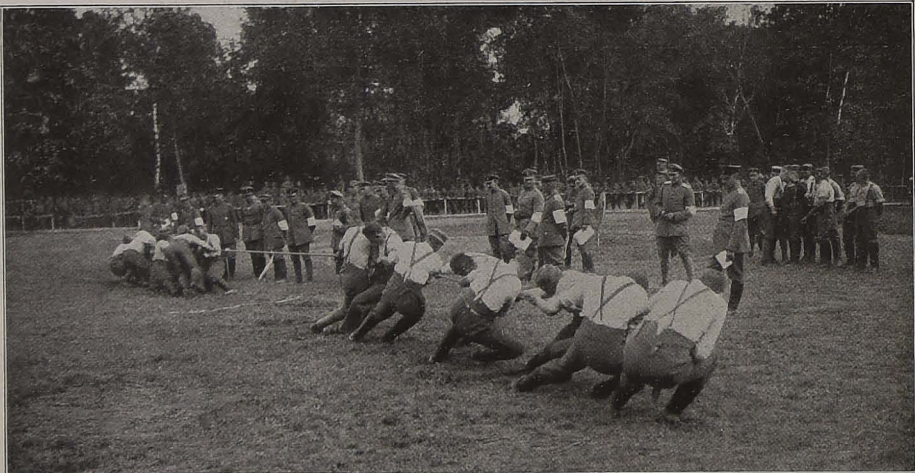
Hochsprung für Offiziere.



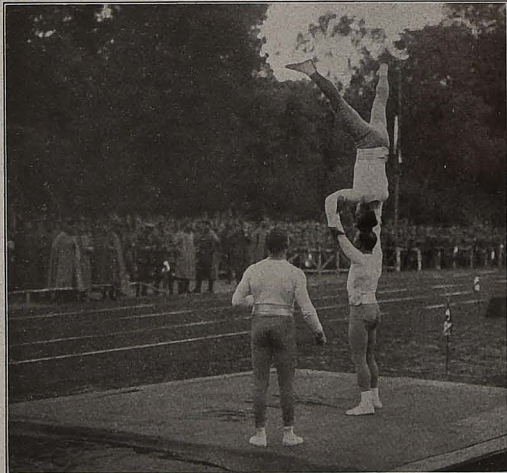
1500 m-Laufen.



Kugelfstoßen.

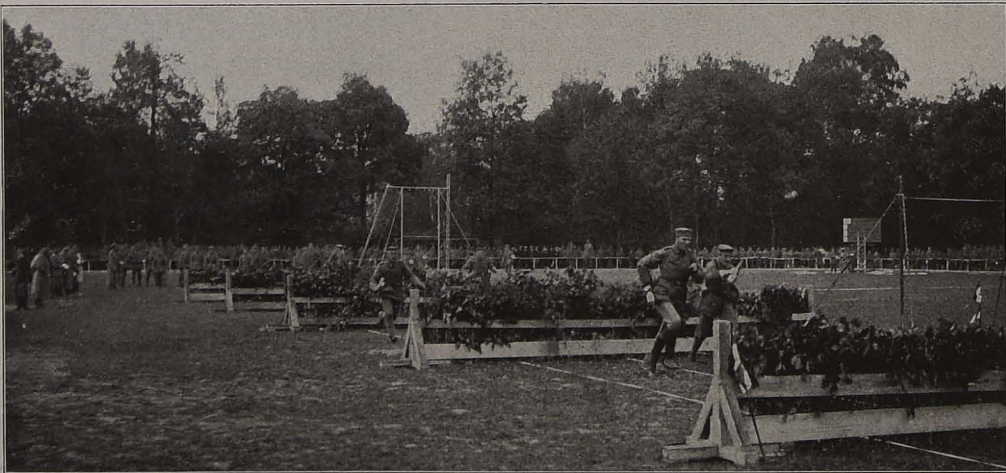


Tauziehen.



Akrobaten.

Die vor Reims liegenden Truppen feierten die Pfingsttage durch ein Sportfest größeren Stils. Ein herrlich gelegener, schnell geschaffener großer Sportplatz innerhalb eines Parks, der nichts zu wünschen übrigließ, gab einen würdigen Rahmen dazu ab. Ein halbes Tausend ausdauernder Kämpfer trat zu den heiß umstrittenen Konkurrenzen an, viele tausend Zuschauer umsäumten die Maschinenlaufbahn, die um den Rasen angelegt worden war. Die Vorläufe nahmen bei der starken Beteiligung einen ganzen Tag in Anspruch, die Endkämpfe am zweiten Tage wickelten sich flott ab und befriedigten die Zuschauer durch den spannenden Verlauf aufs Höchste. Unter den zahlreichen Offizieren sah man bekannte Förderer des Sports. Die Rennleitung lag in den bewährten Händen eines Hauptmanns, der 1914 als Oberlehrer an der Militärschule in Berlin die großen Stadionkämpfe mit organisierte. Unterstützt wurde er durch zwei



Hindernisstafettenlaufen mit Handgranaten. Ein Sportfest unserer Feldgrauen vor Reims.

bekannte Sportlehrer. Das Programm bestand aus Läufen über verschiedene Strecken, Weitsprung, Hochsprung, Kugelfstoßen, Stabstößen, Lauf über Hindernisse, Tauziehen und Schützenlauf. Die Leistungen waren für die Verhältnisse ausgezeichnet. In den Konkurrenzen für Unteroffiziere und Mannschaften mußten Militärschuhe benutzt werden, in den Offizierskonkurrenzen waren Regelschuhe erlaubt. Leutnant M. gewann den 100 m-Lauf in 12 1/2 Sekunden. Leutnant S. siegte im Hochsprung mit 1,57 m. Kanonier M. gewann das 100 m-Laufen für Mannschaften in 12 1/2 Sekunden, den Weitsprung Mustetier Sch. mit 5,12 m. Im Kugelfstoßen (7 1/2 kg) siegte Unteroffizier M. mit 10,86 m. Die Stabstößen verliefen besonders interessant, ebenso das heiß umkämpfte Tauziehen. Eine sächsische Infanteriemannschaft traf im Bogenschützenwettbewerb direkt in einen kleinen Trichter. Das Fest verlief in schönster Harmonie.

wieder zurück. — Die zweite französische Kolonne war am Sanga vorgedrungen, nachdem sie am 6. August 1914 den Zollposten Bonga zerstört hatte. Nach mehrfachen anfänglichen Misserfolgen eroberte sie am 18. Oktober Nola und setzte sich nach schweren Kämpfen am 22. Dezember auch in den Besitz von Molundu. Ihr Weitermarsch erfolgte auf Lomie. Das Urwaldgebiet zwischen beiden Stationen wurde nun der Schauplatz erbitterter, langwieriger Stellungskämpfe. Erst am 25. Juni 1915 rückten die französischen Truppen in die zerstörte und



Betplatz in Mubi. (phot. Hauptmann Strümpell.)

der die Engländer bei Kambo in Schach hielt, ist es zumeist zu verdanken, wenn sich die Schutztruppe, als Mangel an Munition ihr die Fortsetzung des Kampfes verbot, auf das spanische Gebiet zurückziehen konnte.

Die Kämpfe im Küstengebiet.

Nur wenig später als der Einmarsch feindlicher Truppen über die Landgrenzen waren die Angriffe der Seestreitkräfte auf die Küstenplätze erfolgt. In den ersten Tagen des September 1914 erschien ein von einer großen Zahl



Nachschlag des hinausgeworfenen Feindes am Strande von Kribi am 1. März 1915. (phot. Hauptmann v. Hagen.) Von rechts nach links: Hauptmann v. Hagen, Oberleutnant z. S. d. R. Danneil, Sergeant Kampfhäuser, Leutnant d. R. Ertter, Soldat Gerstenhauer.

geräumte Station Lomie ein. Ihr Vorstoß nach Norden wurde am oberen Dscha von deutschen Truppen erfolgreich aufgehalten.

Mit ihren Hauptkräften war die französische Sanga-Kolonne auf der von Lomie im Dschabogen nach Westen auf Sangmelima führenden Straße vorgerückt. Im Verein mit den aus dem Süden von Mindebe und Djem andrängenden französischen Streitkräften sollte sie sich zwischen Bolowa und die Nordgrenze von Spanisch-Muni schieben und so den deutschen Truppen den Übertritt auf neutralen Boden verwehren. Der Plan mißglückte völlig. In den Gefechten bei Malen wurde die Sanga-Kolonne Ende September 1915 von Hauptmann Bok v. Wülffingen mehrfach geschlagen und über den Dscha zurückgeworfen.

Die dritte französische Kolonne war bei Moabdi-Missi zusammengestellt worden und hatte auf den nach Mindebe und Djem führenden Straßen die Grenze überschritten. Bei Metjim und Djem hatte die westliche Abteilung eine Niederlage erlitten und war sodann im Oktober 1914 bei Ehom an der Südküste von Spanisch-Muni von Hauptmann v. Seigelin erneut geschlagen worden. Vor der feindlichen Übermacht hatten sich die deutschen Truppen allmählich an den Ntem, Kom und Rje zurückgezogen und hier allen Anführern des Gegners getötet. Teile von ihnen haben dem Hauptmann Liebe geholfen, die nach der Einnahme von Moa-fim weiter nordwestlich vorgebrungene französische Abteilung am 13. September 1915 zu schlagen, Moa-fim einzuschließen und im November 1915 im Sturm zurückzuerobern.

Dem Heldentum der deutschen Südatteilung, zu der auch die tapferen Küstenwache des Hauptmanns v. Hagen gehörte,



Flußübergang. (phot. Oberleutnant Schipper.)

von Truppentransportdampfern begleitetes feindliches Geschwader vor der Kamerun-Mündung. Bald waren die Sperren beseitigt und die Minen unschädlich gemacht. Der kleine Gouvernementsdampfer „Nachtigal“ sank nach kurzem ungleichen Kampfe mit dem englischen Kanonenboot „Dwarf“ in die Tiefe und mit ihm ein Teil der tapferen Besatzung. Mutige, aber mit unzureichenden Mitteln unternommene Versuche, durch selbstgefertigte Torpedos den Kreuzer „Cumberland“ zu sprengen, mißlangen. Nach kurzer Beschießung durch feindliche Kriegsschiffe am 23. September 1914, wurde am nächsten Tage Duala dem Feinde übergeben. Fernerer Widerstand war nutzlos; die Truppe hatte daher den Ort geräumt. Duala ward darauf der Schauplatz eines Ausbruches des ungezügelteren Hasses der weißen und farbigen Engländer und Franzosen. Nicht Alter, noch Geschlecht fand Rücksicht. Deutsche Männer, Frauen und Kinder wurden auf die Dampfer geschleppt, ohne daß den Armen Zeit gelassen wurde, sich mit dem Nötigsten zu versehen. In Duala plünderte dann der Böbel.

Der Einnahme von Duala war die von Ufoko, dem südlichsten Küstenplatz des Schutzgebietes, vorausgegangen. Unter dem Feuer des französischen Kreuzers „Buxia“ waren Senegalesen gelandet. Trotz zähestem Widerstande hatte sich die schwache deutsche Besatzung, unter dem tapferen Bezirksamtmann Ertter, schließlich zurückziehen müssen. Das französische Kriegsschiff hatte darauf die blühenden Plätze der Südküste, Kambo, Kribi, Plantation und die Batanga-Oste beschoßen. Die Beschießung wurde später öfter wiederholt. Auch Truppen wurden hier gelandet. Ihre Versuche, in das Innere vorzustoßen, scheiterten jedoch stets an dem nicht zu erschütternden Widerstande der mit der Küstenwache beauftragten deutschen Truppen.



Der Markt in Marua. (phot. Hauptmann Strümpell.)



Bau einer Feldstellung bei Ummam. (phot. Hauptmann v. Hagen.)



Hafen von Garua. (phot. Hauptmann Strümpell.)

In Viktoria waren am 4. September 1914 englische Truppen gelandet; sie hatten sich aber auf die Kunde von der Annäherung deutscher Abteilungen schleunigst wieder an Bord des Kriegsschiffes zurückgezogen. Aus Wut über das mißglückte Unternehmen wurde der Ort beschossen. Im Oktober fand eine erneute Beschießung von Viktoria statt. Am 13. November landeten hier und in Tifo starke feindliche Truppen, die auf Buea marschierten. Zwei Tage darauf wurde der Ort vom Gegner besetzt, nachdem der deutsche Widerstand gebrochen worden war. Nur wenigen war die Flucht über die Berge nach Johann-Albrechtshöhe geglückt.

Auf drei Verkehrswegen hatten sich die deutschen Truppen aus Duala zurückgezogen: an der Nordbahn, am Wuri und an der Mittellandbahn. Monatelang hatte die mit dem Schutze der Nordbahn beauftragte Abteilung des Hauptmanns v. Engelbrechten den feindlichen Vormarsch aufgehalten, manche Schlappen hatte sie dem Gegner beigebracht, schließlich mußte sie der Übermacht weichen. Sie zog sich auf den Südrand des Hochlandes zum Schutze von Dschang zurück. Auch diese Stellung mußte sie aufgeben. Am 3. Januar rückten die Engländer in Dschang ein. Nur wenige Tage haben sie sich hier aufgehalten. Nach gänzlicher Zerstörung und Ausplünderung des Bezirksamtes zogen sie sich auf Bare zurück. Dschang wurde von den deutschen Truppen wieder besetzt und von ihnen bis zum November 1915 gehalten.

Am Wuri hatte sich Hauptmann Saebide mit der 1. Kompanie bis Jabaffi zurückgezogen und hier eine besetzte Stellung eingenommen. Zehn englische Kompanien mit vier Feldgeschützen auf Baraffen und Leichtern verließen, waren ihnen gefolgt. Am 8. Oktober 1914 griffen sie die deutsche Stellung an, erlitten aber trotz vielfacher Übermacht und der gewaltigen artilleristischen Überlegenheit eine schwere Niederlage.

Der Hauptteil der Duala-Besatzung hatte sich unter dem Kommandeur, Oberleutnant Zimmermann, auf der Mittellandbahn zurückgezogen. Ihren



Übersichtskarte des Schutzgebietes von Kamerun.



Färberei in Garua. (phot. Hauptmann Strümpell.)

Abmarsch sicherte die den Dombahaltenen Nachhut. Wochenlang hat sie in dieser Stellung den heftig mit starken Kräften andrängenden Gegner abgewehrt. Sie wich erst nach Edea, als ihr Umgehung drohte.

Am 25. Oktober hatten die deutschen Truppen auch Edea vor konzentrischem Angriff geräumt. Zum Schutze der auf Jaunde, der nunmehrigen Hauptstadt, führenden Straßen und der Mittellandbahn hatten sie eine vorbereitete Stellung an den Kele-Ngwe-Flüssen eingenommen. Über ein Jahr hat dann in dem wilden Berglande der heiße Kampf, ein zähes Ringen um Abschnitt für Abschnitt, getobt. Schon hielten im Mai 1915 die Gegner den Kampf für siegreich beendet, als es ihrer Übermacht gelungen war, den Südrand des Hochlandes, auf dem Jaunde liegt, zu erreichen. Doch die überlegene, weitaushauende Führung des Oberleutnants Zimmermann, die glänzende Unterstützung, die er bei seinen Offizieren und Unteroffizieren fand, der unvergleichliche Selbdennt, die zähe Ausdauer seiner Truppen warfen die Engländer und Franzosen in raschem Siegeslauf noch einmal an den Kele und Ngwe zurück. Als dann nach Beendigung der Regenzeit erneut der Angriff der inzwischen noch verstärkten Feinde einsetzte, da trat der längst befürchtete, aber auf die Dauer nicht zu behebende Munitionsmangel in den deutschen Reihen ein. Er zwang zur Aufgabe des Kampfes. Jetzt galt es, den feindlichen Vormarsch noch so lange aufzuhalten, bis die im entfernten Nordwesten, Osten und Südosten noch stehenden deutschen Truppen herangezogen waren. Dann wurde der Marsch auf spanisches Gebiet angetreten.

Am 1. Januar 1916 haben die Engländer und Franzosen Jaunde besetzt, nachdem kurz zuvor der Ort von den deutschen Truppen geräumt worden war. Heftig drängte der Feind nach; von Osten und Westen versuchten seine Truppen den Deutschen den Rückzug abzuschneiden. Es ist ihnen nicht gelungen. Unbesiegt hat die tapfere Schutztruppe neutrales Gebiet erreicht. Dort hat sie die Waffen niedergelegt, um nach Spanien übergeführt zu werden.



Kirche und Glockenturm der am 31. Mai von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberten italienischen Stadt Triest. (Phot. H. G.)

Deutschlands Spende für Säuglings- und Kleinkinderschutz.

(Vgl. die Abbildung auf Seite 914.)
Von Kabinettsrat Dr. Dr. v. Behr-Pinnow.

Krieg und Kriegszellen, am stärksten natürlich Weltbrände wie der jetzige, der beispielloseste aller, bieten immer Anstoß, daß man sich mit Sorgsamkeit und Gründlichkeit um die Sicherung des Volksbestandes kümmert. Das Leben des einzelnen, die Gestaltung der Familie, der Proliferation, die ohnehin von der größten Bedeutung für das Staatsganze sind, gewinnen eine noch erheblich gesteigerte Wichtigkeit. Ganz besonders verwickelt wird aber unsere jetzige deutsche Bevölkerungspolitische Frage dadurch, daß zu gleicher Zeit drei starke Faktoren für die Verringerung der Menschenmenge im Deutschen Reiche wirken: neben dem Kriege der Geburtenrückgang und die Kindersterblichkeit, insbesondere die Säuglingssterblichkeit. Wenn der erste Faktor, der Krieg, verschwindet, das steht in Gottes Hand. So entsetzlich blutig er ist, ist er doch nur eine vorübergehende Erscheinung. Fast schlimmer ist die chronische Gefahr des Geburtenrückganges, der uns schon manche Sorge schuf. Darin sind jetzt alle Vaterlandsfreunde außer wenigen allzu befangenen Köpfen einig: Deutschland braucht volle Wiegen und reichbefestete Kinderstuben. Die Frage des Geburtenrückganges und seiner Bekämpfung soll hier nicht erörtert werden; nur einen Grund dieser lediglich gewollten Erscheinung möchte ich streifen, weil er in einem gewissen Zusammenhang mit der Kindergesundheitsfrage steht, und das ist folgender: unter hastendem Leben von heute, das gewaltige Raumwiderstände des einzelnen, das den Mann oft kaum zum Bewußtsein seiner Familie kommen läßt, die verstärkte Teilnahme der Frau und Mutter am geselligen und Arbeitsleben



Eine gepanzerte Kuppel der italienischen Panzerfestung Monte Berona mit einem Wolltreffer. (Phot. H. G.)

Kenntnisse übermittelt. Diese allerwichtigste Aufgabe kann zu einem Teile nur von den Staaten durch richtigen Ausbau des weiblichen Bildungs- und Fortbildungswesens erfüllt werden, aber auch der kommunalen und privaten Fürsorge ist nicht zu entraten.

Um auf dem Gebiete der Kinderaufzucht voranzukommen, bedürfen wir besonders der Organisation der Fürsorge, die, wo vorhanden, meist auszubauen, wo noch fehlend, neu zu schaffen ist. Das kostet Geld, und dies soll „Deutschlands Säuglings-spende“ durch eine Sammlung in ganz Deutschland aufbringen. Der Ertrag darf nur zu wirklichen Organisationsarbeiten verwendet werden. Am 21. Juni tagte die erste Versammlung im Herrenhause zu Berlin in Gegenwart ihrer hohen Protektorin, der Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg. Nach einleitenden Worten des Vorsitzenden Kabinettsrats Dr. Dr. v. Behr-Pinnow begründete Professor Dr. Langstein, Direktor des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche, die Notwendigkeit der Organisation, und Hofrat Dr. Meier-Münchener schilderte die geplante Organisation, die mit Hilfe des Reiches, der Bundesstaaten und der großen Fachorganisationen zustande gekommen ist. Es besteht ein Ehrenaus-schuss, dem der Reichsminister v. Bethmann-Hollweg und Generalfeldmarschall v. Hindenburg angehören. Alle mitarbeitenden Kräfte sind in einem großen Gesamtausschuss zusammengefaßt. Die hauptsächliche Arbeit liegt in den Händen eines Arbeits-ausschusses und eines Beirats. Die Sammlung soll vermutlich erst begonnen werden, wenn Frieden in Sicht ist. Bis dahin wird jedenfalls der Ausbau der sehr großen Organisation vollendet sein. Der vor-zügliche Verlauf der aus ganz Deutschland zahl-reich besuchten Versammlung läßt einen guten Erfolg des Unternehmens erwarten.



Das italienische Panzerwerk Monte Berona, das der Bericht des italienischen Generalstabs als lediglich „flüchtig besetzte Geschütz-stände“ bezeichnet hat. (Phot. H. G.)

Von dem siegreichen Vordringen unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz.



Der Krieg gegen Italien: Unterflanke eines österreichisch-ungarischen Gebirgsartillerie-Regiments im Isonzo-Gebiet. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers f. u. f. Oberleutnants Hans Grant.



Markgraf Gero.

VII.

(3. Fortsetzung.)

Der Sommer war dahingegangen, längst hatte der Herbstwind die welken Blätter von den Bäumen gefegt, und mit viel Eis und Schnee war der Winter ins Land gezogen, aber seinen Sohn und die Jungfrau Hathui hatte Gero noch immer nicht wiedergesehen. Der Wendenfürst wußte die Verhandlungen über den Austausch der Gefangenen und das Lösegeld mit großer Kunst hinzuziehen; er ersann immer neue Vorwände der Verzögerung, stellte immer neue Bedingungen, hielt Geros Gesandte wochenlang hin, entließ sie dann ohne bindenden Bescheid und sandte erst nach weiteren Wochen Boten mit veränderten, immer härteren Forderungen. Furchtbare Zeiten waren das für den stolzen Besieger der Wenden, der es jetzt erleben mußte, daß einer der verhaßten und verachteten Slawenfürsten mit ihm spielte wie die Katze mit der Maus. Am liebsten hätte er den Heerbann aufgerufen und wäre mit Feuer und Schwert in das Land des Räubers Stoinef eingedrungen. Aber er wußte wohl, daß solches Beginnen sein Sohn hätte büßen müssen, und nicht er allein, auch die Jungfrau, die mit ihm gefangen war. Es deuchte ihn selbst wunderbar, wie oft er an sie denken mußte, wie oft ihn besonders ihr Bild in seinen Träumen beschäftigte. Er fuhr oftmals in der Nacht empor von seinem harten Pfühle und starrte finster in die Dunkelheit hinein, denn es war ihm eben gewesen, als hörte er ihren Hilferuf in weiter Ferne. Oder er schrie auf im Traum, denn er sah sie vor seinen Augen treiben auf einer weiten, dunklen Wasserflut, sah, wie sie die Arme nach ihm ausstreckte und die großen Augen angstvoll und flehend auf ihn gerichtet hielt, und wie sie dann tiefer und tiefer hinabsank in die Wellen, ohne daß er ihr zu helfen vermochte, bis sie endlich ganz seinen Blicken entschwand. Wie kam es nur, daß er fast mehr an sie dachte als an seinen Sohn, und daß ihn ihr Geschick fast mehr sorgte und quälte, als das seines eignen Fleisches und Blutes? Es kam wohl daher, daß sie die Tochter einer Toten war, deren Gedächtnis so lebendig in ihm lebte. Das Jugendbildnis der Mutter, das so lange Jahre hindurch in seinem Herzen geleuchtet hatte, verschmolz jetzt zuweilen mit dem Bilde der Tochter, die ihr so ähnlich war. Und gab es zur Zeit ein Weib, das seinem Hause wichtiger war als sie? Beruhte nicht die Zukunft seines Geschlechtes auch auf ihr? Sie sollte ihm die Enkel schenken, die einst, wenn er selbst längst zu Staub zerfallen war, als Herzöge gebieten sollten auf dem Grunde, den er der wendischen Heidschaft abgerungen hatte und noch abringen würde. Das war nun alles in Frage gestellt. Wahrlich, der ruchlose Wende Stoinef hätte ihm nichts Ärgeres antun können, als was er ihm durch die Gefangennahme der beiden angetan hatte, und wenn auch der Grimm an seinem Herzen fraß und hin und wieder eine rasende Wut in ihm aufstieg, so wußte er doch immer sein heißes Blut zu zügeln und in den Verhandlungen mit den Gesandten des Slawenfürsten die Ruhe zu bewahren.

Aber es kam ein Tag, an dem er das nicht mehr vermochte. Wieder hatte ihn Stoinef einige Wochen warten lassen, ehe er die Gnade hatte, weiter zu verhandeln. Das erste Drittel des Dezembers war schon vergangen, als endlich am Tage des heiligen Papstes Damasus eine wendische Gesandtschaft in Magdeburg eintritt. Gero empfing die Abgesandten Stoinefs im kleinen Saale des Moritzklosters. Niemand war bei ihm als der Abt Richarius und einige Bewaffnete von seiner Leibwache. Das lange Harren hatte ihn tief gereizt und erbittert, und er vermochte kaum die Maske der kühlen Gelassenheit beizubehalten, als die Führer der Gesandtschaft, Mitzlaff und sein junger Sohn Mirotsch, vor ihm standen und ihm die Botschaft ihres Herrn ausrichteten. Diese Botschaft war allerdings das Unversämteste, was Herr Gero während seines ganzen Lebens gehört hatte, und konnte wohl auch einen sanftmütigeren Mann, als er war, zum Zorn reizen. Denn also ließ Mitzlaff, der Wende, sich vernehmen: „Für die Freilassung Eures Sohnes Siegfried verlangt Fürst Stoinef, unser Herr, daß Ihr ihm Tossa, seine Schwester, zurückgebt mit allen Dienerrinnen und Kleindinen, die Eure Knechte mit ihr erbeutet haben. Weiterhin fordert mein Herr für ihn hundert gute Rosse und zweihundert Pfund Silber. Endlich sollt Ihr schwören, solange Ihr lebt, nie wieder Euer Schwert wider Herrn Stoinef zu erheben, und sollt das auch alle Eure Mannen und Knechte schwören lassen.“

Der Slawe hatte mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, wie es Sitte war bei seinem Volke, aber seine Stimme hatte hart und höhnisch geklungen. Jetzt hob er den Blick zu Gero empor, ließ ihn jedoch gleich wieder scheu auf den Boden schweifen, denn er schien Grauensvolles zu lesen in den glühenden Augen, die starr auf ihn gerichtet waren.

Eine geraume Weile gab Gero keine Antwort. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Sonst fordert Euer Herr nichts? Was verlangt er für die Jungfrau, die er gefangen hat, meines Sohnes Verlobte?“

„Fürst Stoinef laßt Euch sagen, Herr, daß er um der Jungfrau willen nicht mit Euch handeln könne. Graf Eckbert sei ihr Vormund als Ältester ihres Geschlechts. Mit dem möget Ihr über sie verhandeln.“

Wieder schwieg Gero ein paar Augenblicke, denn der Zorn raubte ihm die Sprache. Dann aber schrie er: „Genug und übergenug! Ein Hund ist Stoinef, der Slawe, und Hunde seid ihr alle! Ecke und Witto! Führt die beiden hier ab in den Turm, jeden in ein anderes Gefäß. Und du, Luitprant, tritt hinaus auf den Söller und blase den Notruf!“

„Um aller Heiligen willen, Herr!“ rief der Abt Richarius und sprang auf. „Was wollt Ihr tun? Sie sind Gesandte, wenn sie auch Heiden sind! Wollt Ihr Euch an ihnen vergreifen?“

„Ihr werdet sehen, was ich will! Mitzlaff, gib dein Schwert ab und befiehl deinem Sohne, daß er das gleiche tut. Wehe euch, wenn ihr die Hand hebt! Ecke und Witto, nehmt ihnen die Waffen ab!“

Der Ältere der Slawen schoß einen Wutblick auf Gero, aber er legte dem Jüngeren, der schon an die Waffe fuhr, die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück. „Tue, was das sächsische Schwein dir sagt!“ gebot er ihm in der Sprache seines Volkes, indem er selbst sein Schwert dem einen der Knechte überreichte. „Das Hundebut wird es bereuen, was es jetzt im Zorne tut.“

Er hatte nicht damit gerechnet, daß Gero die Sprache der Obotriten ausgezeichnet verstand, und wurde leichenfahl, als der Markgraf in seiner Sprache rief: „Für dieses Wort erhältst du zwanzig Hiebe mit der Peitsche auf der Bank im Hofe.“

Da änderte sich mit einem Male die Haltung der beiden Slawen von Grund aus. Sie fielen auf die Knie und heulten und winselten, und Mitzlaff kroch sogar zu Gero hin und versuchte, ihm die Füße zu küssen.

Verächtlich wandte sich Gero zu dem Abte, der erstaunt die plötzliche Wandlung der beiden vorher so hochfahrenden Wenden wahrnahm. „Da seht Ihr, wie man ein hündisches Volk behandelt.“

„Aber sie sind Gesandte!“ wandte der Abt noch einmal ein.
Gero zuckte die Achseln. „Sie sind die Knechte eines Räubers, der mir und dem Billunger und dem Könige die Treue gebrochen hat. Wenn ich mit Stoinef, dem eidbrüchigen Verräter, bisher verhandelt habe wie mit einem Fürsten, so tue ich das nicht mehr! Ich habe einen anderen Plan.“

„Was habt Ihr vor?“

„Das werdet Ihr bald erkennen. Witto, binde dem Alten die Füße und Hände mit seinem Wehrgehänge und laß ihn hier liegen. Du, Ecke, führst den Jungen in den Turm.“

Während die Knechte seinem Befehl Folge leisteten, klang von außen her ein schmetternder, durchdringender Posaunenton in das Gemach, ein Mark und Bein durchdringender Klang, der im Umkreise einer starken Wegstunde deutlich hörbar sein mochte. Er war das Zeichen für die Wachen, die Tore der Stadt auf der Stelle zu schließen und keinen Menschen mehr heraus- und hereinzulassen, und jeder Bürger, der ihn vernahm, mußte sofort seine Wehr anlegen und an seinen bestimmten Platz auf der Mauer eilen.

Als das Blasen erhellt war, wandte sich Gero zu dem Letzten der Kriegsknechte, der noch im Gemache stand, und befahl: „Wigger, du gehst zu Adalbert und sagst ihm, er solle alle die Wenden, die im Königshofe lagern, gefangennehmen und binden. Wer sich widersetzt, wird überwälzt. Er haftet für einen jeden mit seinem Kopfe. Keiner darf entweichen, nicht einer! Ist das geschehen, so kommst du zurück und bringst Dudo, den Henker, mit. Du, Witto, kannst ihn begleiten.“

Die beiden Gewaffneten gingen ab und ließen den Gebundenen an der Erde liegen. Der rührte sich nicht, ließ nur von Zeit zu Zeit ein leises Ächzen hören. Der Abt schaute mit düster zusammengezogenen Brauen auf ihn hin; Gero schritt, ohne auf ihn zu achten, langsam auf und nieder.

So verging eine lange Zeit. Endlich erschien Adalbert, der Führer der Leibwache, selbst, gefolgt von den Knechten Wigger und Witto, und hinter ihnen tauchte die vierschrotige Gestalt eines häßlichen Mannes auf, der als Zeichen seines Standes einen Strick vielfach übereinandergeschlungen um die Hüfte trug. Es war Dudo, ein Böhme von Geburt, der im Bannkreise von Magdeburg das Amt eines Schinders und Nachrichters ausübte.

„Sie sind gefangen, Herr!“ meldete Adalbert.

„Alle?“ fragte Gero scharf.

„Es ist nicht einer entkommen. Ihrer zehn waren sie eingeritten, ihrer zehn liegen drüben in den Gewölben.“

„Haben sie sich zur Wehr gesetzt?“
„Ein einziger zückte das Schwert, aber es wurde ihm aus der Hand geschlagen. Die andern fügten sich gutwillig.“
„Es ist gut. Ihr wartet alle im Vorgemache. Du, Dudo, stellst zuvor den Mann auf die Beine, der da liegt. Dann warte auch du vor der Tür.“
„Soll ich auch gehen?“ fragte der Abt und erhob sich.
„Nein, Euch bitte ich, hierzubleiben und mit anzuhören, was ich den Wenden fragen werde.“ Er stellte sich dicht vor den Gefesselten hin und begann: „Mitzlaff, du bist Stoinefs vertrauter Rat. Das ist mir bekannt. Du weißt also sicherlich, wohin der Schelm meinen Sohn und seine Braut gebracht hat. Ist es nicht so?“
Der Wende schwieg und sah trotzig vor sich nieder.
„Du weißt es, ich sehe dir's an, und so werde ich's auch bald wissen, und nicht nur von dir, auch von deinem Sohne, der ja, wie mir berichtet ward, teilgenommen hat an dem Überfall. Er wird nachher unten im Turm verhört, du hier. Stimmt eurer beider Aussage nicht überein, so lasse ich euch vom Henker so lange peinlich befragen, bis ihr beide die Wahrheit sagt. Du siehst, mit Lügen kommst du nicht durch. Willst du die Wahrheit sagen? Oder soll Dudo dir die Zunge lösen?“

Der Wende schwieg.
„Dudo!“ rief Gero mit lauter Stimme. Der Gerufene stand sogleich in der Tür. „Bringe ein Kohlenbecken hierher und eiserne Zangen!“ gebot Gero. „Eile dich!“
Da brach die Kraft des Gefesselten. Er stürzte auf die Knie nieder und wimmerte: „Und was tut Ihr mit mir und meinem Sohne, wenn ich Euch die Wahrheit sage?“
„Dann lasse ich euch laufen, ehe das neue Jahr kommt. Das gelobe ich euch.“

„Mitzlaff atmete tief auf und sagte dann: „Fürst Stoinef hat eine feste Burg im Müritzsee nahe bei dem Tempel des großen Gottes Radigast. Dort verwahrt er seine Gefangenen.“
„Und wo weilt Stoinef selbst?“

„Er hat uns geboten, die Fürstin Tossa dorthin zu bringen, wenn wir sie gelöst hätten aus Eurer Hand. So wird er wohl an keinem anderen Orte sein.“

„Es wird sich finden, ob du die Wahrheit gesagt hast. Wenn nicht, dann wehe dir!“ versetzte Gero. Er schritt zur Tür und öffnete sie. „Adalbert!“ gebot er, „führe Mitzlaff, den Wenden, in das Gefängnis des Königshofes. Du hafterst mir dafür, daß er nicht entflieht. Er und alle seine Reiter werden aufs schärfste bewacht.“

„Es geschieht, wie Ihr sagt, Herr“, antwortete der Oberste der Leibwache, löste die Fesseln von Mitzlaffs Füßen und führte ihn hinaus.

Der Abt sah Gero mit verwunderten Blicken an. „Was wißt Ihr nun, wenn Ihr das wißt?“

„Sehr viel“, erwiderte der Markgraf ruhig. „Ich zweifle nicht, daß der Wende die Wahrheit gesagt hat. Wollt Ihr mir einen Gefallen erweisen, so geht mit zwei Knechten und Dudo hinab und verhört den andern. Oder laßt ihn hierherbringen, wenn's Euch genehm ist. Ich gehe jetzt hinüber zu der Närrin Tossa, denn ich habe mit ihr zu reden. Sie mag mir helfen, den Plan auszuführen, den ich im Sinne habe.“

Der Abt richtete seine Augen starr auf Geros unbewegtes Antlitz und sagte: „Ich ahne, was Ihr vorhabt. Aber es ist eine fast frevelhafte Kühnheit.“

„Lernt von Stoinef, dem wendischen Wolfe, was ein kühner Entschluß vermag! Mut hat er gezeigt, das muß ihm der Neid lassen. Nun muß und will ich seine Kühnheit übertreffen. Ihr findet mich, wenn Ihr mich sucht, drüben bei Tossa im Hause der Frauen.“

Er verließ das Gemach und schritt hinüber in den Königshof. Als er bei der Fürstin eintrat, lag sie auf ihrem Ruhelager und hatte die Arme über dem Haupte verschränkt. Sie hing offenbar trüben Gedanken nach, denn ihre Augen waren vom Weinen gerötet.

Bei seinem Eintritt sprang sie auf und schaute ihm angstvoll ins Antlitz. „Ihr kommt mich zu holen, Herr?“

„Du weißt“, begann Gero vorsichtig, „daß Mitzlaff und Mirosch eingeritten sind, und daß dein Bruder dich heimfordern läßt?“

Da lag sie plötzlich vor ihm auf der Erde und umschlang seine Knie, und ein wildes Schluchzen erschütterte ihren Körper. „Herr!“ flehte sie, „gebt mich nicht den beiden, laßt mich hier! Ich soll Seliburs, des Wagrierfürsten, Weib werden; dem hat mich schon mein Vater zugesagt. Eher aber töte ich mich!“ Dabei ergriff sie seine Hand und bedeckte sie mit Küssen und überströmte sie mit Tränen.

Als Gero sie so liegen sah und die Berührung ihrer Lippen auf seiner Hand fühlte, stieg zum ersten Male, seit er sie kannte, ein Begehren nach ihr in seinem Herzen auf. Es war doch ein schönes, junges Weib, das da vor ihm kniete, und jede ihrer Gebärden verriet ihm, daß sie von einer wahnsinnigen Liebesglut zu ihm ergriffen war. Ein Wort aus seinem Munde, und er hätte ihre schrankenlose Hingabe genießen können. Und warum nicht? Taten nicht viele so? Lebten nicht manche der sächsischen Großen in freier Verbindung mit einer Slawin, obwohl ihre Frauen noch am Leben waren? Und er war Witwer seit Jahren schon, ein einsamer Mann und doch kein alter Mann. Wer würde ihn schelten, wenn er tat, wie einst König Otto selbst getan hatte?

Mit heißen Blicken schaute er auf das von blauschwarzen Haarmassen überwogte Weib hernieder, das zu seinen Füßen lag. Aber plötzlich war es ihm, als sähe er zwei klare, junge Augen auf sich gerichtet — die Augen einer Toten, die nun einer Lebenden gehörten. Vor ihrem reinen, strengen Glanze starb das Begehren in seiner Seele so rasch, wie es emporgekeimt war.

Kühl, wenn auch ohne Schärfe erwiderte er: „Du siehst ein, daß ich meinen Sohn nicht in den Händen deines Bruders lassen kann. Entweder also muß ich ihm dich zurückgeben, oder ich muß ihm das mit List und Gewalt wiedernehmen, was er sich mit List und Gewalt genommen hat. Kannst du und willst du mir dazu helfen, so gelobe ich dir, daß du von Stund an frei verweilen darfst, wo du magst.“

Die Wendin hob ihr verweintes Antlitz zu ihm empor. „Wie könnt' ich Euch helfen, Herr? Ich, ein schwaches Weib?“

„Du kannst es. Ich weiß die Burg, wo er die Meinen gefangenhält, und mit deiner Hilfe vermag ich wohl hineinzukommen. Das Nähere werde ich dir erklären. Jetzt frage ich nur, willst du mir beistehen?“

Da beugte sie sich wieder über seine Hand und stammelte: „Gebietet über mich, Herr! Ich tue in allen Stücken ganz nach Eurem Willen!“

In diesem Augenblicke betrat Richarius das Gemach und sah erstaunt auf die Kniende hin. Ein flüchtiges Lächeln zuckte um seine schmalen Lippen.

„Wie war es?“ rief ihm Gero entgegen. „Was sagte Mirosch?“

„Der Sohn war nicht standhafter als der Vater. Er begehrte erst auf mit trotztigen Worten, aber da er den Henker sah, sank sein Trotz allsogleich zusammen. Er sagte dasselbe, was Euch der Vater gesagt hat.“

„Gelobt sei Gott!“ rief Gero. „Dann wissen wir die Wahrheit. Und nun auf der Stelle eilende Boten an die Grafen Thiedmar und meinen Schwäher, den Grafen Christian! Sie sollen sofort zu Hilfe eilen mit so vielen Rossen, wie sie in der Eile sammeln können. Den starren Frost, der die Erde und das Wasser hart macht, den müssen wir benutzen!“ Er beugte sich zu der noch immer Knienden hernieder und legte ihr die Hand aufs Haupt. „Du wirst von mir hören, Tossa!“ sagte er und verließ mit dem Abte das Gemach.

„Es ist Zeit zu einem Vespertrunke“, sprach Richarius, als sie auf den Hof getreten waren. „Geht mit mir hinüber, Herr, und genießt einen Becher des roten Weins, den mir meine Brüder aus Mainz gesendet haben.“

„Das will ich gern tun, Abt“, erwiderte Gero. „Wigger!“ rief er dem Kriegsknechte zu, der ihm entgegenkam. „Suche sogleich Hosed und schicke ihn zu mir. Ich bin im Kloster zu treffen.“

Eine Viertelstunde später saßen die beiden in einem kleinen Gemach des Abthauses. Vor ihnen stand eine bauchige Steinflasche, die einen herben roten Welschwein enthielt; aus ihr füllte Abt Richarius die schmalen Silberbecher immer wieder. Soeben hatte ein großer, breitschulteriger Mann das Gemach betreten, dem eine furchtbare rote Narbe über die ganze linke Gesichtshälfte von der Stirn bis in den kurzen roten Bart lief. Es sah aus, als wäre das Haupt des Kriegsmannes gespalten gewesen und wieder zusammengewachsen.

„Ich habe dich rufen lassen, Hosed“, begann Gero, „um von dir etwas zu erkunden. Zuvor aber gelobe, daß alles verschwiegen bleibt, was wir jetzt reden.“

Der Narbenträger hob die Hand. „Ich gelobe es, Herr!“

„So höre: du warst zwei Jahre in der Gefangenschaft Stoinefs des Älteren, an dessen Statt jetzt sein Sohn herrscht. Und ich denke, du kennst Wara, die Burg des Wenden im Müritzsee.“

„Die kenne ich wohl, Herr, denn ich habe helfen müssen, sie fest zu machen.“

Gero und der Abt blickten einander an. „Ihr könnt Euch ja nichts Besseres wünschen! Das ist Gottes Finger!“ murmelte Richarius.

„So erzähle mir“, fuhr Gero fort, „wie die Burg liegt, und wie sie befestigt ist.“

„Herr, sie ist eine feste Burg; Stoinef, der Wendenhund, hat keine festere. Ein hoher Wall aus Erde schirmt sie von allen Seiten und nach der Landseite zu eine hohe Mauer. Denn sie steht auf einer Landzunge, von drei Seiten umgibt sie der tiefe See. Die Landzunge ist durchstochen, ein breiter und tiefer Graben ist da gezogen, so daß sie wie auf einer Insel gelegen ist. Über den Graben führt eine Brücke, die auf eingerammten Pfählen liegt. Ziehen Feinde heran, so kann sie in ganz kurzer Zeit abgebrochen werden. Wer vom Lande her kommt, der trifft auf ein befestigtes Tor. Hat er das eingenommen, so steht er auf der Brücke, und an ihrem anderen Ende ist wieder ein befestigtes Tor, und erst wenn er das erstürmt hat, kann er in die Feste eindringen.“

„Und welche Gebäude stehen im Ringe der Burg?“ warf Gero ein. „Viele Häuser, Herr. Ein großes Haus mit einer Halle, wo der Wende mit seinen Leuten des Abends beim Trunke sitzt. Auch die Kammern sind darin, wo er schläft. Dann sind langgestreckte Häuser da, in denen die Gäste schlafen, und Hütten für die Knechte und Ställe für die Pferde und das Haus, in dem er seine Gefangenen hält.“

„Sind die Gebäude aus Holz?“

„Das Wohnhaus des Fürsten ist bis unter das Dach aus Stein, und vier große Steinsäulen tragen das Dach der Halle. Sonst sind alle aus Holz.“



Von Belgrad bis Cetinje IX: Rückkehr der durch die kriegsreich vornarstehenden österreichisch-ungarischen Truppen aus montenegrinischer Gefangenschaft befreiten Soldaten sowie der Matrosen des untergegangenen k. u. k. Kleinen Kreuzers „Zenta“ in Cattaro im Januar 1916.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der k. u. k. Marine „Stilfried“ Wagners, der die große Balkanoffensive von Anfang an mitgemacht hat.



Von Belgrad bis Cetinje IX: Aus den Kämpfen um den Avalaberg südlich von Belgrad am 16. Oktober 1915; österreichisch-ungarische Truppen dringen durch Kukuruzfelder gegen serbische Stellungen vor.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Ahmann, der die große Balkanoffensive von Anfang an mitgemacht hat.

Gero blickte gedankenvoll mit zusammengezogenen Brauen vor sich nieder. „Die Burg liegt auf der Mitternachtseite des Sees?“ fragte er. Hosed bejahte. „Friert der See im Winter zu?“ fragte der Markgraf wieder.

„Bei großer Kälte friert er ganz zu, Herr. Jetzt ist er sicherlich zugefroren.“

„Du kennst die Gegend genau, auch die Feste im Innern?“

„Ganz genau, Herr.“

„So wirst du uns führen!“ rief Gero aufspringend. „Denn wisse, ich werde den Wolf Stoinef in seiner Höhle überfallen!“

„Heil, Herr, Heil!“ rief Hosed mit funkelnden Augen. „Rache habe ich der Wendenbrut geschworen, die mich peitschen ließ wie einen Hund und mir faulige Fische zum Fraß hinwarf, als ich in ihren Händen war. Damals habe ich zu Sankt Moritz gebetet Tag und Nacht, daß er mir die Freiheit verschaffe und dann die Rachel!“

„Die Heiligen mögen sie uns gelingen lassen!“ erwiderte Gero. „Vorderhand reitest du morgen in aller Frühe nach Bernburg zum Grafen Christian, und Adalbert reitet nach Walbreck zum Grafen Thiedmar! Briefe werden euch schon heute abend ausgehändigt. Für jetzt gehab dich wohl.“

VIII.

Die Räume, in denen Stoinefs Schwester zu wohnen pflegte, wenn sie auf der Burg Wara weilte, waren der gefangenen Hathui zur Keme-nate angewiesen worden. Es waren kleine Gemächer, aber mit aller Pracht eingerichtet, über die ein Slawenfürst zu verfügen hatte. Bunte Teppiche verdeckten das Holz der Wände, und der Fußboden war mit kostbaren Pelzen übersät. In den Kaminen wurde beständig ein mächtiges Feuer unterhalten, damit ihr die wohlige Wärme nicht fehle, Speise und Trank wurde ihr in silbernen Gefäßen gereicht, ein Troß von Dienerinnen umgab sie, die freilich zugleich ihre Wächterinnen waren. Denn niemals war sie unbeobachtet, und wenn sie ausgehen oder ausreiten wollte, was ihr nicht verwehrt ward, so folgte stets ein halbes Dutzend Lanzenreiter ihrem Rosse nach. Ihren Verlobten durfte sie nicht sehen und hörte kein Wort von ihm. Er wurde verwahrt im Hause der Gefangenen und noch strenger bewacht als sie selbst.

Stoinef hatte seine Beute nach der Burg geleitet, war aber nach wenigen Tagen mit Eckbert und Wichmann weggeritten. Sehr gegen seinen Willen war das geschehen, aber das Volk der Rugier hatte einen Einfall gemacht in das Land der Witzen, die ihm befreundet und verbündet waren. Hathui hatte ihn mit großer Erleichterung abreiten sehen, denn in seiner Nähe war es ihr unheimlich zu Sinn gewesen. Er hatte sie zwar nie zu umfassen versucht, aber die honigsüßen Worte, die er zu ihr sprach, und die lusternen Blicke, mit denen er oftmals ihre Gestalt umfing, empörten sie und brachten ihr Blut, so oft sie ihn sah, in zornige Wallung. Glücklicherweise ahnte sie nicht, was er mit ihr vorhatte, und daß er in ihr schon seine künftige Gattin sah, sie hätte sonst versucht, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie meinte, der Wende habe sie geraubt, um ein Pfand gegen Herrn Gero in der Hand zu haben, und sehnsüchtig harrete sie des Tages, der ihr Befreiung bringen sollte. Oft lag sie auf den Knien und betete zu Gott und zu seiner schmerzreichen Mutter und zu allen Heiligen, daß sie ihr helfen möchten in ihrer Not. Manchmal auch stand sie stundenlang auf dem hohen Wall, der die Feste umgab, und schaute starren Blickes hinüber über die weite, glitzernde Flut, über der Möwen schwirten und Reiher ihre Kreise zogen, als erwarte sie, daß über den See her auf Kähnen die Ritter gezogen kämen. Aber Tag auf Tag verging und Woche auf Woche, und niemand kam, sie heimzuholen. Da wurden allmählich ihre frischen Wangen immer schmäler und bleicher, und ihre Augen zeigten nicht mehr den leuchtenden Glanz, der ihnen sonst eigen war.

Endlich in einer Winternacht flammte ihre Hoffnung jäh empor, um freilich auf der Stelle wieder zu verlöschen und einer dumpfen Verzweiflung Platz zu machen. Die Mitternacht mochte wohl nahe sein, da erwachte sie durch ein furchtbares Getöse und fuhr erschrocken aus den Kissen empor. Durch die Ritzen der Fensterläden fiel heller Lichtschein und fuhr zuckend über die Wände hin. Hunde bellten, Pferde schnaubten, und ein wüstes Geschwirr lauter Männerstimmen ward hörbar, ja, es schien der Jungfrau, als vernehme sie das Geklirr von Waffen. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihr Herz. War etwa der Markgraf gekommen und hatte die Burg durch nächtlichen Überfall in seine Gewalt gebracht? War die Stunde der Befreiung angebrochen?

Sie saß in ihrem Bette und wagte sich kaum zu rühren. Aber die alte Dienerin, die neben ihr schlief, war gleichfalls aufgewacht, schlich mit bloßen Füßen zum Fenster hin und stieß den Laden ein wenig zurück.

„Es ist Fürst Stoinef!“ sagte sie, nachdem sie scharf Auslug gehalten hatte. „Er kommt mit vielen großen Herren, und ich dachte mir schon, daß er käme. Morgen ist Sonnenwendtag, da opfern wir den großen Göttern Pizarm und Zornbog. — Hihi!“ lachte sie, „dort heben sie Männer von den Pferden, die Fesseln tragen. Ihr Blut wird morgen über die Opfersteine rinnen!“

Ein kalter Schauer durchfuhr die Jungfrau, und zugleich durchdrang ihr Herz ein schneidendes Weh darüber, daß sie wieder vergeblich gehofft hatte. Tief entmutigt sank sie auf ihren Pfuhl zurück, und auch

als der Lärm draußen verstummt war, fand sie keinen Schlaf und schaute mit brennenden Augen in das Dunkel hinein, das sie umgab. Winter-sonnenwendtag war morgen, so hatte die Alte gesagt. Sie selbst wußte schon seit Wochen nicht mehr, wie die Tage hießen, die ihr so gleich-mäßig verrannen. Wintersonnenwende! Da rüsteten sich also jetzt im Sachsenlande die Leute, das heilige Weihnachtsfest zu begehen, und sie lag fern unter den wilden Heiden einsam in tiefem Leide. Mit über-wältigender Kraft drang mit einem Male das Gefühl ihrer hilflosen und verlassen Lage auf sie ein. Heiße Tränen rollten ihr über die Wangen, und erst nach langer Zeit verfiel sie in einen kurzen, unruhigen Schlummer.

Erneuter Lärm schreckte sie auf, als das erste fahle Morgenlicht in das Gemach drang. Sie sprang auf, kleidete sich hastig an und spähte durch das schmale Fenster in den Hof hinaus. Die alte Milka, die am anderen Fenster stand, deutete ihr das Bild, das sie vor sich sah. „Die Fürsten ordnen sich zum Zuge nach der Insel, wo die Götter wohnen. Der See ist fest gefroren, sie werden zu Fuße hinüberziehen. Seht, der dort in dem gelben Mantel, das ist Fürst Nako, unseres Herrn nächster Blutsverwandter, und der dort in dem blauen Mantel, das ist Fürst Selibur, der über die Wagrier gebietet, und dem meine Herrin Tossa versprochen ist. O Tossa, mein süßes Täubchen, Licht meiner Augen, meine strahlende Blume, wann werd' ich dich wiedersehen? Dort neben ihm, der Dicke, ist Fürst Mistoy. Ei, sind die Herren wieder einig? Sie waren lange entzweit und haben blutig miteinander gehadert. Und dort stehen die Gefangenen, die zum Opfer bestimmt sind. Rugier sind es, Ver-fluchte, die gegen unsern Herrn die Schwerter erhoben haben. Möge die Erde ihr rotes Blut trinken, daß die großen Götter uns gnädig seien!“

Hathui fuhr zusammen — nicht nur aus Schreck über die Worte der Alten, sondern weil in demselben Augenblicke eine wahrhaft grauenvolle Musik einsetzte. Flöten, Hörner und Trompeten gaben quiekende und dröhnende Töne von sich, dazwischen erklang das dumpfe Rasseln großer Trommeln. Beim Klange dieser Musik setzte sich der Zug in Bewegung und entfernte sich langsam durch das Tor über die Brücke, doch dauerte es eine lange Zeit, bis in weiter Ferne das Getöse verhallte.

In fieberhafter Aufregung verbrachte Hathui die nächsten Stunden, denn sie ahnte, daß Stoinef sie aufsuchen würde, und empfand vor einem Wiedersehen mit ihm ein unsagbares Grauen. Sie schickte verwirrte Gebete zu Gott und den Heiligen empor und flehte sie an, ihn von ihr fernzuhalten, aber sie sagte sich selber, daß nur ein Wunder diese Be-gegnung verhindern könne. Dieses Wunder blieb aus; als nach geraumer Zeit der Zug der Wendenfürsten wieder in der Burg ankam, geleitet von demselben Getöse und Lärm wie früh beim Auszuge, trat Stoinef plötz-lich in ihr Gemach.

Sie sprang auf, und indem sie ihre Rechte fest auf ihr hämmerndes Herz preßte, sah sie ihn mit großen, angstvollen Augen an.

„Gegrüßt seist du, schöne Hathui“, begann er, aber sogleich hielt er inne und blickte betroffen in ihr Antlitz, das jetzt infolge ihrer Auf-regung noch bleicher aussah als gewöhnlich. „Bist du krank?“ fragte er. „Hat die alte Hündin hier dich karg gehalten mit Trank und Speise?“

Die Alte, die bei seinem Eintritt zu Boden gesunken war, hob be-schwörend die Hände hoch. „Erhabener Fürst, ich habe sie gut gepflegt, aber die weiße Taube mit dem Goldhaar war immer traurig!“

„Schweige, bis ich dich reden heiße!“ herrschte sie Stoinef an und stieß mit dem Fuße nach ihr. „Nicht dich habe ich gefragt. Hat es die Alte“, wandte er sich an die Jungfrau, „an irgend etwas fehlen lassen?“ Hathui schüttelte den Kopf. „Sie ist gut mit mir gewesen.“

Milka rutschte zu ihr hin, um ihr den Saum ihres Kleides zu küssen, aber Stoinef gebot ihr barsch, sogleich das Gemach zu verlassen. Mit tief gesenktem Haupte schlich sie hinaus.

„Willst du mir nicht die Hand geben?“ fragte der Fürst, als sie gegangen war, und streckte ihr die Rechte entgegen. Hathui aber wich scheu zurück und heftete ihre Augen mit dem Ausdruck des Entsetzens auf einen großen roten Fleck auf dem weißen Pelzwerke seines Mantels.

Er folgte der Richtung ihres Blickes und lachte kurz auf. „Es ist Blut. Fürchtest du dich davor, Enkelin Widukinds des Sachsen? Es ist Blut der Feinde, die wir den Göttern opfern. So taten eure Ahnen auch, ehe der Narrenglauben zu ihnen kam aus dem Morgenlande.“

In Hathuis Wangen schoß eine dunkle Röte. „Schmäht unsern Glauben nicht, Herr!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Er stammt vom Himmel her.“

„Narretei!“ erwiderte Stoinef. „Gib mir deine Hand.“

Sie legte ihre zitternde Hand in die seine, denn sie durfte ihn nicht reizen. „Du hast wieder Farbe in deinen Wangen“, sagte er und blickte ihr keck ins Gesicht. „Das gefällt mir, und wirst du jedesmal rot, wenn ich dich zornig mache, so will ich das recht häufig tun.“ Er sah sie lauernd von der Seite an und fragte dann plötzlich: „Du würdest wohl ungern das Weib eines Mannes, der nicht deines Glaubens ist?“

Hathui begriff den Sinn seiner Frage nicht und erwiderte erstaunt: „Ich bin die Verlobte des Helden Siegfried.“

„Noch bist du nicht sein Weib!“ rief Stoinef lachend und warf sich auf eine Bank, die nahe bei dem Kamin stand. „Antworte mir: Muß der ein Christ sein, dem du dich zu eigen gibst?“



Von Belgrad bis Gethinne IX. Einmarsch der kriegstüchtigen slawischen Truppen in Gethinne der Saale und Weibengraben von Montenegro, am 13. Januar 1916.

Nach einer Zeichnung des Correspondenten der Zeitschrift „Slawische Welt“, die die kriegstüchtigen slawischen Truppen in Gethinne der Saale und Weibengraben von Montenegro, am 13. Januar 1916, zeigt.

Hathui hätte ihm am liebsten die Antwort geweigert, denn sie empfand einen Widerwillen gegen ihn und seine dreisten Fragen, den sie kaum zu verbergen vermochte. Aber sie dachte daran, daß sie dieses Mannes Gefangene war, schutzlos seiner Willkür preisgegeben, und deshalb erwiderte sie, wenn auch herb und kurz: „Wie könnt' ich einem Manne gehö- ren, der nicht an den allmächtigen Gott und seinen Sohn glaubt?“

„Hal!“ rief der Wende, „wer sagt dir, daß es nur einen Gott gibt, und daß er einen Sohn hat?“

„Das lehrt uns die Kirche, Herr. Sie hat die heiligen Evangelien, in denen alles steht, was Gott dem Menschen offenbart hat.“

Der Wendenfürst schüttelte den Kopf: „Wie kann ein Glaube gut sein, der die Menschen zu Lüg- nern und Heuchlern macht?“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Hathui mit blitzenden Augen.

„So gefällt du mir, Mädchen!“ rief Stoinef und warf ihr einen Blick zu, unter dem sie errö- tete. Dann fuhr er mit spöttischer Miene fort: „Eure Mönche und Priester kommen zu uns und predigen von einem Heilande, der barmherzig und gütig war, und der sogar seine Feinde liebte, und der für alle Menschen am Kreuze starb, um sie zu erlösen. Dem sollen wir nachfolgen, so mahnen sie. Und wenn wir nun in euer Land hinüber- blicken, wo dieser Gott verehrt und angebetet wird, was sehen wir da? Hader und Zwietracht, Mord und Verrat, Gier nach fremdem Gut — alles wie bei uns und überall in der Welt. Und die Geschorenen, die jenes Gottes Diener sein wollen, sind oft die Allergsten, und ihre Geld- gier und ihre Ehrsucht sind unbezähmbar. Kannst du das leugnen? Habe ich nicht recht?“

„Wenn Ihr sagt, daß die Christenheit nicht ist, wie sie sein sollte, so habt Ihr nicht unrecht“, erwiderte Hathui nach einigem Besinnen mit heißen Wangen. „Aber daran sind nur die Menschen schuld, die des heiligen Glaubens Lehre nicht befolgen.“

„Nein!“ rief der Wende, „daran ist die Christenlehre schuld, die von den Menschen verlangt, was sie nun und nimmer leisten können. Unser Glaube gebietet uns, tapfer zu sein, unsern Freunden Treue zu halten und Gutes zu tun, den Göttern zu opfern und sie zu ehren. Das kann ein tüchtiger Mann erfüllen. Die Christenpriester aber lehren, man solle seine Feinde lieben und ihnen Gutes tun. Das kann kein Mensch, und niemand tut es. Glaubst du, daß Gero mich liebt? Er haßt mich, wie ich ihn hasse. Aber er verbreitet mit seinem Schwerte eine Lehre, die er selbst nie zu befolgen gedenkt, und die er wohl im innersten Herzen belacht. Kannst du mir das erklären?“

„Held Gero kämpft für den Heiland, weil er die Menschen erlöst hat von der Hölle durch sein Blut, auf daß sie eingehen können in den Himmelssaal, weil Gottes Huld ihnen ihre Sünden vergibt. Dieser Glaube soll zu allen Völkern gebracht werden, so gebietet das heilige Buch, denn alle sollen gerettet werden.“

Der Wende machte eine abwehrende Handbewegung. „Wenn eure Pfaffen solche Mä- rchen verbreiten, so ist es zu ihrem Nutzen. Wenn aber ein Kriegsmann sein Schwert dafür erhebt, so ist er ein Narr oder ein Lügner. — Ein Narr ist Gero nicht, der durchtriebene, schlaue Fuchs, so muß ich ihn einen Heuchler heißen!“

„Nein!“ rief Hathui, alle Vorsicht vergessend. „Ihr habt unrecht, Fürst Stoinef! Er ist wahrhaftiger in seinem Gemüte als alle anderen Männer! Ich habe ihn kennen gelernt.“

Stoinef blickte sie spöttisch an und brach dann in ein mißtönendes Gelächter aus. Er lachte so, daß er sich auf seiner Bank krümmte. „Seht dieses Weib!“ rief er. „Wie eine Rächerin steht sie vor mir! Wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will, funkelt sie mich an. Ist Gero ein Zauberer, der alte halbgraue Wolf? In Magdeburg sah ich eine Törin, die war in ihn verliebt wie eine Henne in den bunten Hahn. Jetzt seh' ich vor mir eine andere. Warum willst du dem Sohne folgen als sein Weib, da du doch den Vater liebst?“

„Herr!“ rief Hathui bebend. Die Stimme versagte ihr zu weiteren Worten.

Der Wendenfürst hörte auf zu lachen und erhob sich. Sein Antlitz war mit einem Male ernst, ja finster geworden. Er trat nahe an sie heran und zischte: „Sei ruhig! Du folgst nicht dem einen und nicht dem andern! Über dich hat dein Bruder Eckbert zu bestimmen. Wem er dich gibt, dessen Weib wirst du. Und weißt du, wem er dich geben wird?“

Hathui stand wie gelähmt, der Blick, den er ihr zuwarf, sagte ihr alles. Ihr Antlitz ward mit einem Male totenbleich, die Arme sanken ihr schlaff herab, und sie mußte sich an die Wand anlehnen, denn die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen. „Niemand!“ schrie sie auf.

Stoinef blickte sie mit flimmernden Augen an. Sie war ihm nie so begehrenswert erschienen, er hätte sie am liebsten in seine Arme gerissen. Aber da er im Hofe draußen die Stimme seines Veters Nako hörte, der nach ihm fragte, so wandte er sich plötzlich von ihr ab. „Das werden wir sehen!“ sagte er schroff und schritt schnell zur Tür hinaus.

„Gib auf die Jungfrau da drinnen acht“, gebot er der alten Milka, die draußen im Vorgemache sich zu schaffen machte. „Stößt ihr etwas zu, oder tut sie sich ein Leids an, so lasse ich ein Loch ins Eis hacken und dich ersäufen!“

Sofort stürzte die Alte in das Gemach. Dort fand sie Hathui auf ihrem Bette liegend, das Gesicht in die Kissen gedrückt, regungslos, als wäre das Leben aus ihr entflohen. Sie schrie laut auf und suchte sie aufzurichten, denn sie wählte, die Jungfrau sei von einer Ohnmacht befallen. Aber Hathui stieß sie mit kräftiger Hand von sich, als sie ihren Leib umfassen wollte, und erhob sich. Aber sie sprach kein Wort und saß den ganzen Tag über entweder düster vor sich hinstarrend auf ihrem Lager, oder sie schritt ruhelos in dem Gemache auf und nieder. Die Speisen, die von den Mädchen aufgetragen wurden, rührte sie nicht an, so sehr ihr auch die Alte mit allen möglichen Schmeichelworten zuredete. Als endlich die Nacht hereinbrach, war sie nicht zu bewegen, sich zu entkleiden, sondern sie warf sich in ihrer vollen Gewandung auf das Lager. Sie litt auch nicht, daß die Lampe verlöscht wurde, die von der Decke herabhing, sie wollte sich mit allen Kräften wach erhalten, weil sie fürchtete, daß der Fürst wiederkommen könnte, wahrscheinlich halb berauscht; denn von drüben her scholl das Lachen, Schreien und Singen der Männer an ihr Ohr, die in der Halle den Opfertag feierten. Wohl lagen zwei schwere eiserne Riegel vor ihrer Tür, aber was nützten sie ihr, wenn etwa die Alte, die mit ihr das Schlafgemach teilte, während sie schlief, ihrem Herrn ge- fällig war und sie zurückschob?

Sie hatte noch nicht lange gelegen, als das Gefürchtete einzutreten schien. Schritte näherten sich der Tür, und eine kräftige Faust rüttelte an ihr. Entsetzt fuhr sie auf und hörte, wie eine ihr fremde Stimme sagte: „Kleidet Euch an, Jungfrau, und folgt mir. Fürst Stoinef befiehlt, daß Ihr drüben in der Halle den Hochsitz einnehmen sollt an seiner Seite!“

Die Alte war sofort beim ersten Laute dieser Stimme aus dem Bette gesprungen und warf nun hastig ihre Gewänder über. „Es ist Herr Nako, unseres Herrn Verwandter“, flüsterte sie. „Bei den großen Göttern, sträubt Euch nicht, Herrin!“ Als sie sah, daß Hathui keine Miene machte, auf- zustehen, sondern in düsterem Trotze sitzen blieb, fiel sie auf die Knie und winselte: „Steht auf, Herrin, sonst kommt er selber und zwingt Euch. Drüben im Ehegemache hängt noch die Peitsche, mit der er unsere ver- storbene Herrin, sein Weib, zu allem zwang, was er wollte. Er schlägt grausam zu, Herrin, grausam! Und schlägt er Euch, dann schlägt er uns alle oder läßt uns peitschen.“

„Hört Ihr nicht?“ erklang es von draußen. Hathui erhob sich. Ihr kam die Einsicht, daß sie sicherer war, wenn sie, dem Willen des Fürsten nachgebend, hinüberging in die Halle, als wenn sie seinen Zorn heraufbeschwor und hierblieb.

Sie schritt selbst zur Tür und schob die Riegel zurück. Ein hochgewachsener Mann in grellgelbem Mantel trat herein, draußen vor der Pforte des Hauses standen mehrere Knechte mit Fackeln.

Der Wende, der seinem Vetter sehr ähnlich sah, verneigte sich vor ihr. „Stoinef befiehlt, daß Ihr Euch schmücken sollt wie eine Fürstin unseres Volkes“, sagte er. „Hole den Mantel, Milka!“

Die Alte verschwand eilfertig durch eine Seitentür und brachte dann einen prachtvollen Mantel aus weißen Hermelfellen herbeigetragen, den sie um Hathuis Schultern legte. Auf's Haupt setzte sie ihr ein kleines Barett von demselben Stoffe, fiel dann vor ihr nieder und küßte ihr den Schuh. „Ihr seid die schönste Fürstin, die es geben kann“, schmeichelte sie. „Dziwitza, die Große, gebe Euch Glück und langes Leben.“

Hathui wandte sich dem jungen Wendenfürsten zu, dessen Blicke gleichfalls bewundernd auf ihr ruhten. Ihre Lippen waren fest aufeinander- gepreßt, und in ihren Augen glomm ein unheimliches Feuer. „Führt mich!“ sagte sie kurz.

Nako schritt ihr voran, und sie trat auf den Hof hinaus, in dem mehrere Feuer brannten. Sie und die Fackeln, die ihre Begleiter trugen, erhellten den weiten Hof mit rötlichem Lichte.

Langsam stieg Hathui die breite Holz- treppe hinan und trat in die Halle. Ihr Erscheinen erregte dort zunächst nicht das geringste Aufsehen, denn die meisten der wendischen Herren waren viel zu betrunken, um es überhaupt zu bemerken. Einige lagen völlig berauscht auf dem Tische, andere gröhlten ein Lied oder tranken einander zu; und in einer Ecke des Saales raschelten die Würfel. Erst als sie auf dem Hochsitze neben dem Fürsten erschien, wurden die Nachstitzenden auf sie aufmerksam, stießen sich gegenseitig an und lenkten die Blicke anderer auf sie, und so entstand allmählich eine verhältnismäßige Stille.

Stoinef, der erst halb berauscht war, blickte ihr mit einem trium- phierenden Lächeln in das blasse, versteinerte Gesicht. Er ergriff das mächtige Trinkhorn, das vor ihm stand, und rief: „Mit diesem Trunke begrüße ich dich, schöne Hathui! Nimm den Platz ein zu meiner Seite, der dir gebührt, und tue mir Bescheid!“

Er setzte das Horn an die Lippen, aber ehe er zu trinken vermochte, drängte sich ein Knecht an ihn heran und meldete: „Herr, Eure Schwester, die Fürstin Tossa, ist gekommen!“

„Wie? Tossa ist da? Also hat Gero getan, wie ich wollte? Führe sie herein! Wo ist sie?“ rief Stoinef und ließ das Horn sinken.

„Herr“, flüsterte der Knecht ängstlich, „sie hält draußen auf der Brücke. Belpuk, der Alte, will das Tor nicht öffnen. Herr Mitzlaff ist nicht bei ihr und auch nicht Herr Mirosh, und von dem äußeren Tore her, das Jomir geöffnet hat, klang ein lauter Schrei, als würde Jomir erschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)



Szenen aus Schillers „Wallensteins Lager“. Links: Kürassiere. Rechts: Kapuzinerpredigt (Kapuziner: Hermann Ballentin).



Die Festwiese aus Richard Wagners „Meisterjüngern“ (Bedrmeier: Heinrich Schult). Zum Aufzug der Fünfte hatten sich die vereinigten Berliner Innungen mit ihren historischen Fahnen, Emblemen und Kostümen zur Verfügung gestellt.

Von den durch die Königl. Kommandantur von Berlin zugunsten ihrer Kriegshilfe am 18. Juni im Stadion veranstalteten Festspielen.

Nach photographischen Aufnahmen von S. Sborowitz.

Frauen unserer Heerführer in der Roten-Kreuz-Liebestätigkeit.

Von Chr. Spengemann, Hannover.

Troße Botschaften von den großen Leistungen unseres Heeres und unserer Marine dringen in die Heimat und lösen ein gewaltiges Echo im Volke aus, das in Dankbarkeit und Bewunderung seinen tapferen Söhnen zujubelt. Gleichmäßig und schlicht klingt daneben durch Schwertgeklirr und Wogenprall in ernennt Akkorden eine ergreifende Melodie: das Hohelied der deutschen Frau! Sie klingt noch in derselben Feierlichkeit, wie sie seit Anbeginn des Krieges geklungen hat; ja, sie wird eindringlicher mit jedem neuen Tage, der von der deutschen Frau neue Arbeit, neue körperliche, geistige und seelische Anspannung und neue Opfer verlangt. Es gibt darüber nur eine Stimme bei

allen Deutschen: daß unsere Frauen einen Riesenanteil an dem bisher Erreichten und an dem endlichen glücklichen Ausgange des unerhört großen Geschehens haben. Wir haben, mit welchem Geschick und welcher Tatkraft die deutsche Frau sich in die gänzlich neue Situation hineingefügt, wie sie in das Getriebe des wirtschaftlichen Lebens eingriff, und wie sie zu Hause die oft unendlich schweren Sorgen und Lasten auf sich nahm und sich so gut damit auseinandersetzte, als das überhaupt nur möglich ist. Wir empfinden es als eine wohlthuende und erhebende Tatsache, daß sie sich auf sozialem Gebiete in den Dienst der Allgemeinheit stellte und durch die Liebestätigkeit im Verbanne des Roten Kreuzes selbstlos direkten tätigen Anteil an dem Kampfe um die Existenz unseres Vaterlandes nahm. Ihre Leistungen auf all diesen Gebieten werden ihr unvergessen bleiben. Das gilt von den deutschen Frauen aller Stände und Gesellschaftsklassen.

Wenn wir heute von Frauen unserer Heerführer in der Roten-Kreuz-Liebestätigkeit sprechen wollen, so mag das unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden, daß gezeigt werden soll, wie sehr auch die Gattinnen dieser hochverdienten Männer bestrebt sind, in deren Sinne für des Staates Wohl auf die ihnen mögliche Art zu wirken. — Den Anlaß bietet uns eine gegenwärtig in Hannover befindliche Ausstellung, Hannover zählt zu seinen Mitbürgern Kriegsmänner von größter Bedeutung. Wir brauchen nur unsern herrlichen Hindenburg und den leider verstorbenen Sieger von Tannenberg, General v. Emmich, zu nennen. Zu Beginn des Krieges bezeichnete man Hannover als die „Stadt der Helden“.

Die Ereignisse in der Heimat während des Krieges regten den hannoverschen Maler Professor Otto Hammel an, diese Ereignisse im Bilde festzuhalten. Eine große Anzahl von Zeichnungen entstand, die Hammel dem Roten Kreuz stiftete. Das wiederum vereinigte sie unter der Schutzherrschaft von Frau v. Hindenburg, Frau v. Emmich, Frau v. Windheim, der Gattin des Oberpräsidenten der Provinz Hannover, und Frau Tramm, der Gattin des Stadtdirektors von Hannover, in dieser Ausstellung, deren Erlös samt der aus dem Bilderverkauf erzielten Summe dem Roten Kreuz zufließt. Ausstellungsräume sind die Festhalle der Bahnhofs- und Ketsfabrik, die sich schon häufiger als für Ausstellungen intimen Charakters vorzüglich geeignet erwiesen.

Man sieht zahlreiche Szenen aus der Tätigkeit des Roten Kreuzes und andere, die im Zusammenhange mit der heimatischen Kriegesarbeit stehen. Eine große Anzahl Porträts zeigt Angehörige der hannoverschen Gesellschaft,



Frau v. Emmich. Nach einem Gemälde von Prof. Otto Hammel.

die mehr oder weniger unmittelbare Beziehungen zu der Kriegsführung, der Politik, Verwaltung und der allgemeinen Liebestätigkeit haben. Ursprünglich zwar eine interne hannoversche Angelegenheit, gewinnt sie aber darüber hinaus dadurch Bedeutung, daß ein Teil der im Bilde festgehaltenen Persönlichkeiten das Interesse des ganzen deutschen Volkes für sich hat. Uns soll heute nur der Gedanke führen, der deutschen Frau gerecht zu werden, indem wir in einigen Wiedergaben der ausgestellten Bilder Frauen deutscher Heerführer als Mithelferinnen des Roten Kreuzes zeigen. — Die leitende Idee bei der Entstehung der Bilder war: ein Stück heimatischer Kriegsgeschichte zu illustrieren. Durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, auf die Zeitersehnungen gerichtet, sind die Arbeiten in der Tat interessante Dokumente ebendieser Zeit. — Über den praktischen Erfolg der Veranstaltung kann berichtet werden, daß die Ausstellung stark besucht ist und umfangreiche Umsätze gemacht wurden.

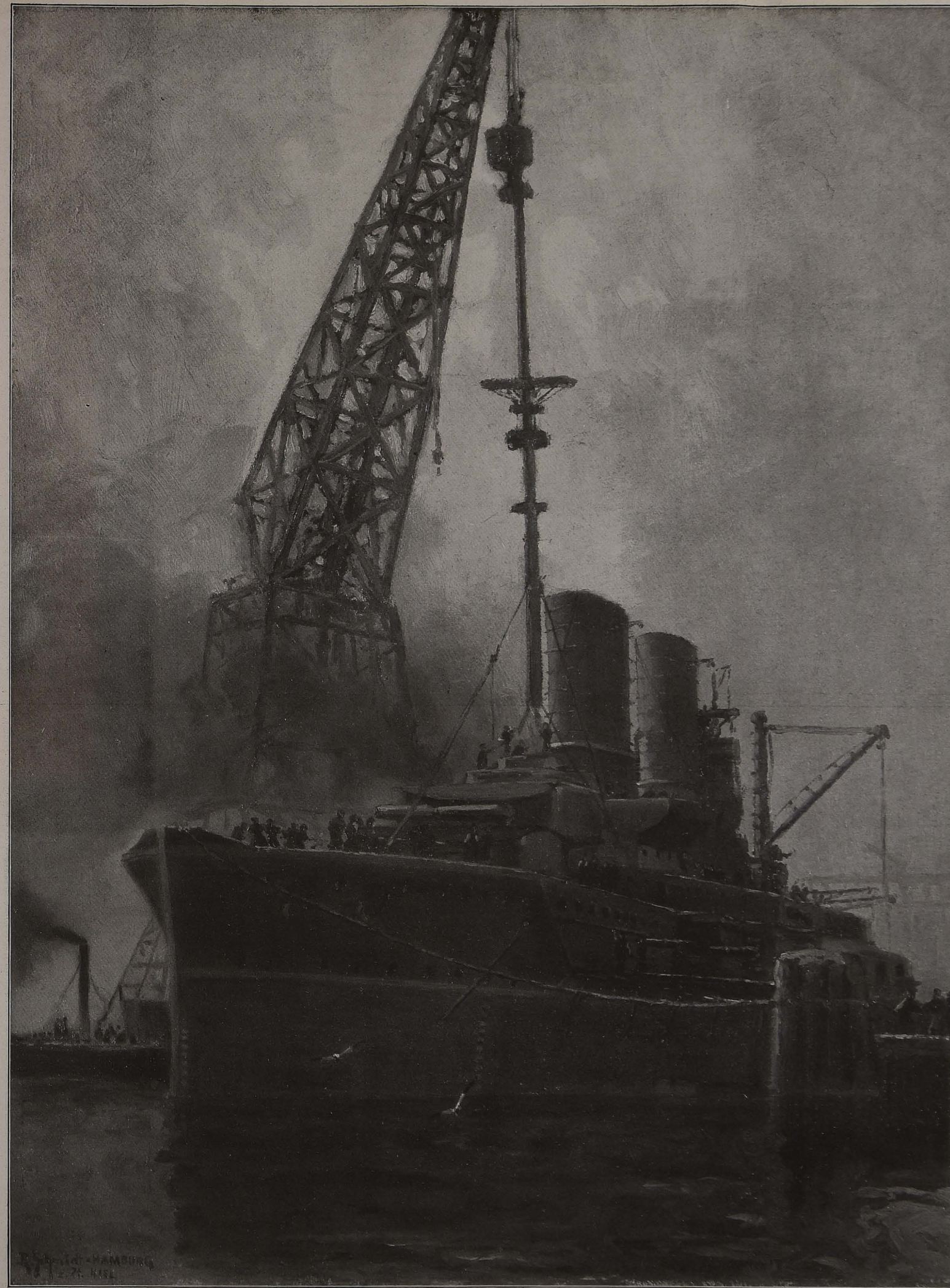


Frau v. Hindenburg. Nach einem Gemälde von Prof. Otto Hammel.



Frau v. Hindenburg und Frau v. Emmich bei den Verwundeten am Bahnhof in Hannover. Nach einem Gemälde von Professor Otto Hammel, Hannover. Gruppe links: Frau Oberstabsarzt Dr. Grete; Frau v. Alten; Gräfin Cravenburg. Mittegruppe: Frau Justizrat Colshorn; Frau v. Emmich; Frau v. Hindenburg; Frau Baronin v. Alten; Frau v. Penz. Rechts: Oberpräsidialrat Dr. Krieger; Oberstabsarzt Dr. Grete.

Aus der Ausstellung „Das wirkende Rote Kreuz“ in Hannover. Nach photographischen Aufnahmen von Edmund Lill, Hannover.



Vom Ausbau der deutschen Kriegsflotte: Einsetzen eines Gefechtsmales auf einem Linienschiff mittels Schwimmtrans. Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Marinemaler R. Schmidt-Hamburg.

Das Reichsversicherungsamt. / Gegenwartswirken und Zukunftsaufgaben.

Von Dr. Franz Servaes.

Zu unserer Kriegsführung hinter der Front gehören nicht bloß Munitionsbereitung und Geschützbau, Geldbeschaffung und Lebensanpassung, Ernährungsregelung und Vorratsüberwachung, auch nicht bloß Gefühnsstärkung und geistige Unbeugsamkeit, sondern nicht minder das große Werk einer weitläufig organisierten und tatkräftig geleiteten sozialen Fürsorge. Erst sie gibt jene Sicherheit der Lebenshaltung und des Vertrauens, die unser vielgeprüftes Volk fort und fort befähigt, tapfer auszuhalten und den kommenden Friedenszeiten mit unzerstörbarer Zuversicht entgegenzublicken. Das Bewußtsein, daß sich die organisatorische Kraft unserer Staatsleitung, mit Benutzung aller im Volke selbst entwickelten Leistungs- und Intelligenzquellen, auch dieser großen Aufgabe unwichtig gewidmet hat, bestärkt etwas unmittelbar Selbstvertrauen und Erhebendes. Jedermann weiß, wo das Zentrum dieser Bestrebungen liegt, ihr Herz und ihr Hirn: im Reichsversicherungsamt. Doch nicht jedermann weiß, weshalb, wie dessen Tätigkeit sich aufbaut, wie diese funktioniert, wozu sie zielt. Ein paar Worte hierüber werden gewiß dankbar aufgenommen werden.

Bekanntlich ist Deutschland auf dem Gebiete staatlicher Sozialpolitik für unseren ganzen Erdkreis bahnbrechend und maßgebend geworden. Man darf hier wohl, wenigstens innerhalb des neu gegründeten Reiches, von Bismarcks größter Friedensstatue reden. Die von ihm veranlaßte Novemberbotschaft des alten Kaisers Wilhelm vom Jahre 1881 schuf Grundlage und Gesichtspunkte für das 1884 gegründete Reichsversicherungsamt, dessen erster Präsident, Bismarck, zu jenen schöpferischen Tatmenschen gehörte, auf die ein Volk stolz sein kann. Der führende Gedanke war und blieb, die deutsche Arbeiterbevölkerung dadurch enger an das Staatsganze anzuschließen, daß man ihr für Fälle der Not einen gesetzlich festgelegten Anspruch auf Hilfeleistung zusicherte. Was ehemals Almosen war und demütigend wirken konnte, sollte ein wohlverdientes Recht werden, dessen Empfang genau so gewährleistet ist wie der der vereinbarten Löhnung. Darum mußte die Versicherung eine allgemeine sein und zwangsmäßig durchgeführt werden, und die Arbeiter haben in entsprechender Abstufung ebenso dazu beizutragen wie der Unternehmerstand und der Staat. Auf dieser Basis wurden 1883 die Krankenversicherung, 1884—1887 die Unfallversicherung und 1889 die Invaliditäts- und Altersversicherung eingeführt — damals noch zum Teil heftig befehdet und als „Sprung ins Dunkle“ unwirksam angezweifelt, heute vorbildlich für die ganze Welt, die sich nach und nach und mit immer tieferer Überzeugung hat bereinfinden müssen, das deutsche Beispiel

nachzuahmen. So wurde die deutsche Arbeiterversicherung eine soziale Schule für alle Nationen, zuerst für Österreich-Ungarn, dann auch — von kleineren Mächten abgesehen — für Italien, Frankreich, England und Rußland und zuletzt für die Vereinigten Staaten von Amerika. England allein gibt seit 1913 jährlich für diese Zwecke nicht weniger als 280 Millionen aus.

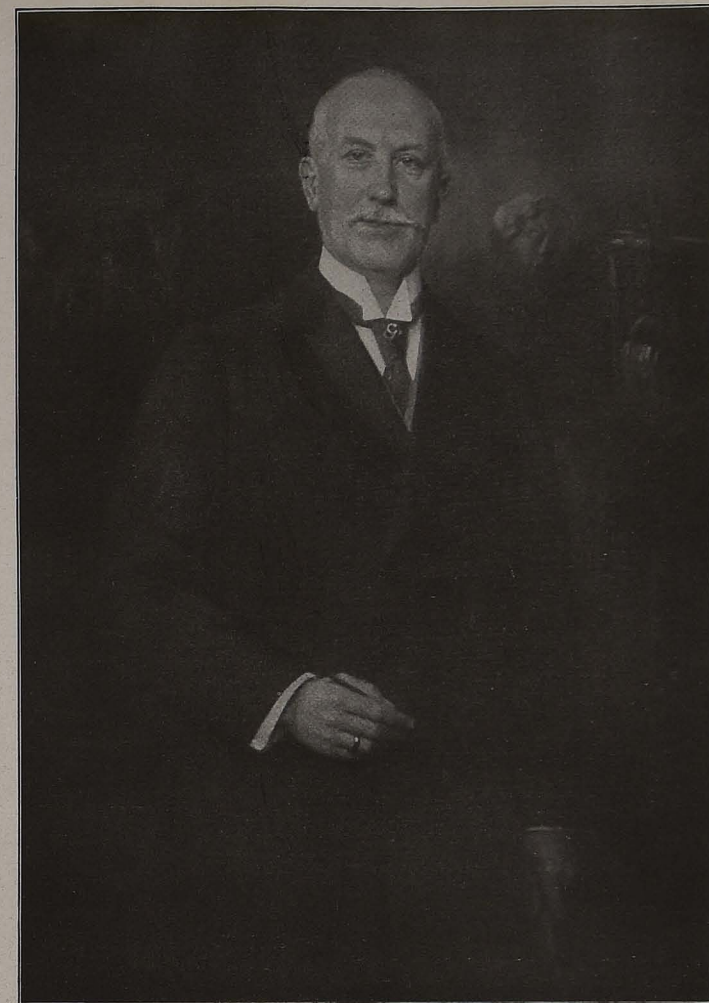
Mit ihren Krankenkassen, als Trägern der Krankenversicherung, ihren Berufsgenossenschaften, als Trägern der Unfallversicherung, und ihren Versicherungsanstalten, als Trägern der Invaliden- und Altersversicherung, umfaßt die deutsche, dem Reichsversicherungsamt unterstehende Organisation einen über das ganze Reich verzweigten Apparat von ungeheurer Ausdehnung. Zahlen mögen eine Vorstellung davon geben. Bis Kriegsausbruch waren rund 20 Mill. Menschen gegen Krankheit, 25 Mill. gegen Unfall und 16 Mill. gegen Invalidität und Alter staatlich versichert. Und die Gesamtsumme der bis Ende 1914 gezahlten Entschädigungen betrug nicht weniger als rund 11,7 Milliarden Mark. Allein der tägliche Aufwand der drei Versicherungszweige erreicht 2,4 Mill., ein Riesenetat, dessen Berechnung eine gewaltige Arbeitsleistung beansprucht. Wie das Reichsversicherungsamt diesen Organisationen als zentrale Verwaltungsbehörde gegenübersteht, so hat es auch eine richterliche Funktion als Oberinstanz für die erfolgten Entscheidungen der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung (Oberversicherungsämter) und somit die letzte Verantwortung für eine gerechte Verteilung seitens aller von ihm abhängigen Wohlfahrtsanstalten.

Doch nicht genug hiemit, ist die Organisation, gemäß den immer schärfer hervortretenden Ansprüchen des modernen Wirtschaftslebens, in andauerndem Maße gewachsen. Im Jahre 1903 wurde das Rinderseuchengesetz erlassen und 1911 ein Hausarbeiterseuchengesetz. Und noch in dem gleichen Jahre wurde die lange durchberatene Reichsversicherungsordnung abgeschlossen, die nicht dem bürgerlichen Gesetzbuch das umfangreichste Gesetzgebungswerk des Deutschen Reiches darstellt. Hiemit wurde zugleich eine Versicherung für Hinterbliebene, also auf den Todesfall der Versicherungsnehmer, empfangen, neugeschaffen sowie die Gesamtorganisation, über die Angehörigen des Arbeiterstandes hinaus, auch auf die gewerblichen Angestellten, also eine wirtschaftlich und bildungsmäßig höher gestellte Menschengruppe, ausgedehnt. War nach all diesen Richtungen hiemit ein gewisser Abschluß erreicht worden, so sollte jetzt eine ganz neue Tätigkeit des Reichsversicherungsamtes einleiten, die in mancher Hinsicht eine Neuorientierung der gesamten staatlichen Sozialfürsorge bedeutet. Hatte man bisher sich

darauf beschränken müssen, nur in Fällen wirklich eingetretener Not, wodurch immer sie veranlaßt sein mochte, lindernd einzuspringen, so ging man von jetzt ab dazu über, auch auf Vorbeugung und Schadenverhütung sein Augenmerk zu richten. Zugleich konnten damit hervor- getretene Mängel oder unerfreuliche Begleiterscheinungen der bisherigen Einrichtungen bekämpft und eingeschränkt werden; vor allem die sogenannte Rentenlücke gewisser Arbeiter, die unter Vorpiegelung von Krankheiten und erlittenen Unfällen sich Unterfützungszuwendungen unredlich zu erschleichen suchten. Man beschloß, das Hauptaugenmerk auf eine bestmögliche, sachmäßig festgelegte freie Heilbehandlung in gut geleiteten Anstalten zu richten. Wie richtig dies war, hat die Erfahrung bestätigt. So konnte bei den durch Unfall Verletzten eine systematische Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit angestrebt und hiemit vielfach eine Steigerung der Arbeitsfreudigkeit erzielt werden.

In nächstem Zusammenhang mit diesen Bestrebungen steht die großartige Bewegung, die auf die Gründung von Krankenhäusern und Heilstätten sowie von Erholungsheimen ausging, und für die bereits mehrere hundert Millionen verausgabt wurden. Wer jemals Gelegenheit hatte, derartige Anstalten zu besuchen, etwa Lungenheilstätten im Harz oder Thüringer Wald oder die mit den modernsten Heilvorrichtungen ausgestattete Lupusheilstätte bei Gießen, der hat den unaussprechlichen Eindruck gewonnen, daß es sich hier um wirklich großzügige Gründungen handelt, die nicht bloß sozialhygienisch lobenswert, sondern auch wissenschaftlich und technisch hervorragend sind. Es handelt sich hier um Institute, die darauf beruhen, eine weitausgehende und planmäßig durchdachte Ökonomie der deutschen Volkskraft zu erzielen und eine fortschreitende Gesundung und Stärkung der Rasse herbeizuführen. Und hierfür ist das Beste gerade gut genug. Es wird nicht gepart. Dauer und Kostspieligkeit der Behandlung sind, nach sachmäßigem Gutachten, bei den heutigen Heilmethoden ohne ausschlaggebende Bedeutung. Auch von ausländischer Seite ist das wiederholt anerkannt worden. So schrieb erst vor wenigen Jahren der Pariser Professor Ed. Ruster: „Das Geld, welches in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgeetze ausgegeben wird, erscheint in tausend Gestalten wieder. Es wird zu Familienglück, Gesundheit und Menschenwürde und schafft ein starkes und lebenskräftiges Deutschland, das ewig dauern wird.“ Das war vor dem Kriege gesagt. Ob man auch heute noch derartiges zugeben würde, darf freilich bezweifelt werden.

Doch unbekümmert um das Wohl oder Uebelwollen unserer Feinde wird im Reichsversicherungsamt rüstig weitergearbeitet. Insbesondere darf der jetzige Präsident des Amtes, Dr. Paul Kaufmann, nach zehnjähriger Tätigkeit sich sagen, daß seine vielbewährte Kraft von immer wichtigeren und zukunftsreicheren Aufgaben angeporrt und voll in Anspruch genommen wird. Seiner Initiative ist es vor allem zu danken, wenn die bereits bewährte Wendung zu einer wesentlich schadenverhütenden Wirksamkeit mit Energie und Umsicht vollzogen wird und hierdurch Deutschlands soziale Kraftreserven in unabsehbarer Maße gestärkt werden. Den leitenden Gesichtspunkt hat Kaufmann selbst mit den Worten ausgesprochen: „Der Schutz gegen Arbeitsunfähigkeit ist wichtiger als die Sorge für Arbeitsunfähigkeit. Erst in der Vorbeugung wird die Fürsorge in vollkommener Weise gelöst.“ Somit hat man immer systematischer dahin gestrebt, die tüchtigen Feinde gesunder Volkskraft, wie Tuberkulose und Trunksucht, Krebsleiden und Geschlechtskrankheiten, bei ihrer Wurzel zu fassen und wirksam bereits im Keime zu ersticken, indem man ihre Entwicklungsherde zu vernichten trachtet. Mit gleichem Eifer richtet man auch gegen die Möglichkeit von Unfällen sein Augenmerk und sucht ihnen durch Vorbeugungsmaßnahmen zuvorzukommen. Den Beginn machten die Unfallverhütungsvorschriften der gewerblichen Berufsgenossenschaften. Es wurden Schutzvorschriften für die Fabrikbetriebe erlassen und technisch vorgebildete Auffichtsbeamte ernannt, die mit deren Überwachung betraut wurden. In steigendem Maße ist es so gelungen, die Zahl der Unfälle einzukürzen. Wo es einmal nicht gelingt, sind Vorkehrungen getroffen, daß rasch und umsichtig die entsprechende erste Hilfe geleistet werden kann. Von dieser ersten Hilfe hängt vielfach der gesamte Fortgang der Heilentwicklung ab. Daß diese selber ordnungsmäßig sich vollzieht, wird vor allem durch die organisierte Unfallverspekung garantiert. Als wichtig für die Schadenverhütung wurde mit sozial geschärftem Blick des weiteren die Aufgabe erkannt, auf die allgemeine Lebenshaltung der Arbeiter fördernden Einfluß zu nehmen und vor allem für geregelte Unterbringung in gesunden, menschenwürdigen und das Familienleben fördernden Wohnungen Sorge zu tragen. Bereits mehr als eine halbe Milliarde Mark wurde zu billigen Zinsen ausgeliehen, um dem Arbeiterwohnungsbau beizustehen, und ebenso ließ man es sich angelegen sein, den Hausarbeiterschutz gesetzgeberisch zu organisieren. Bis auf Erziehung und Unterricht sowie auf jede Art von geistiger und kultureller Förderung erstreckte



Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. jur. et med. Paul Kaufmann, der um die Entwicklung des staatlichen Fürsorgewesens hochverdiente Präsident des Reichsversicherungsamtes, beging am 28. Juni seinen 60. Geburtstag. Nach einem Gemälde von Heinrich Wetzig.

sich die fürsorgliche Tätigkeit, und an die hundert Millionen hat man dafür ausgegeben. Präsident Kaufmann, der ein großer Kunstfreund ist und sowohl der Musik wie der Malerei eine besondere Liebe zugewandt hat, legt persönlich hohen Wert darauf, daß Heim und Herz des kleinen Mannes und seines Nachwuchses gelegentlich auch von einem Strahl der Schönheit getroffen werden mögen. Er weiß, daß auch dieses lebenerhaltend ist, daß es Freude, Zufriedenheit und geistige Vertiefung erzeugt; und er baut darauf, daß, was auf diese Weise dem einzelnen gewonnen wird, in irgendeiner Form auch der Allgemeinheit zugute komme. Und gewiß haben ihm die Erfahrungen, die wir im Kriege mit unserer Arbeiterkraft machen durften, darin in hohem Maße recht gegeben.

So hat denn der Krieg in vieler Hinsicht das bisherige staatliche Fürsorgewesen nicht bloß glänzend bestätigt, sondern auch mit neuen Schaffensimpulsen belebt. Die seit Jahren gepflegte Verbindung mit dem Roten Kreuz, die zunächst der Ausbildung eines geeigneten Wärterpersonals galt, sollte hier ungeahnte Früchte tragen. Aus rücksichtslos und umsichtig konnte alles organisiert und konnten reiche Geldmittel flüssig gemacht werden, die der Hilfsfähigkeit im Kriege zugute kamen. Für warme Unterbekleidung und für Desinfektion, für Wohlfahrtspflege aller Art gingen viele Millionen hinaus; und nicht minder konnten daheim die Arbeitslosen unterstützt und die Hinterbliebenen gefallener Krieger zweckmäßig versorgt werden. An Darlehen wurden nicht weniger als 75 Millionen ausgeteilt, und selbstverständlich wurden auch die Kriegsanleihen sowohl von Versicherungsanstalten wie von Berufsgenossenschaften aufs reichlichste bedacht (in viele hundert Millionen hinein). Vor allem aber wurde durch den Krieg eine Frage in Fluß gebracht, die weit in die Zukunft hinausweist, das ist die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Seit langem trug man sich mit Gedanken dieser Art. Das alte Vorurteil gegen derart Geschlagene hatte man im Prinzip längst überwunden. Galt es hier doch, einen Feind zu bekämpfen, der ganz besonders verheerend die Volkskraft anfallt, um so bedrohlicher, je mehr man ihm gestattet, im dunkeln weiterzufressen und um sich zu greifen. Mit der Militärbehörde zusammenarbeitend, hat hier das Reichsversicherungsamt bereits Ersprießliches geleistet und vorab das Umsidgreifen der Krankheit im Felde eingedämmt und beschränkt. Nicht minder tatkräftig griff man in der Heimat zu, da sich herausstellte, daß dieser tüchtige Feind hinter der Front am gefährlichsten wütete und zumal in weiblichen Kreisen reichlich seine Opfer forderte. Nur eine energische



A·BATSCHARI CIGARETTEN



BENZ

AUTOAIOBILE und FLUGAIOLOREN

BENZ & CO. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik, A.G. MANNHEIM

Krankenhausüberwachung konnte hier helfen. Und zugleich wurden Fürsorge- und Beratungsstellen eingerichtet, für deren Funktionierung die Erfüllung einer doppelten Vorbedingung sich als unerlässlich zeigte: strenge Verschwiegenheit und volle Kostenlosigkeit. Da beides zugesichert und beobachtet wird, so ist der Erfolg bereits in die Wege geleitet.

Wie man ersieht haben wir, hatten des in steter Entwicklung begriffenen Reichsversicherungsamtes noch reiche und umfassende Zukunftsaufgaben. Aber die Tatkraft, mit der man bisher allen Aufgaben sich gewachsen gezeigt hat, läßt auch weiterhin das Beste erwarten. Hat man doch, um dieses noch nachzutragen, in gerechter Sorge für die Gesundheit unseres Nachwuchses eine eigene Kriegs-Wochenhilfe eingerichtet und — was vielleicht die größte Leistung ist — mitten in schwerster Zeit die Kraft aufgebracht, die Grenze für den Bezug der Altersrente von siebenzig auf fünfundsiebzig Jahre herabzusetzen. An der Spitze aber steht ein Mann, tatkräftig und vertrauenswürdig, vielseitig und weischaudend, der auch nach außen hin mit Wort und Feder für die großen Ziele seiner organisatorischen Tätigkeit eindrucksvoll auftritt. Er steht noch im kräftigsten Mannesalter: just in diesen Tagen (28. Juni) befiel

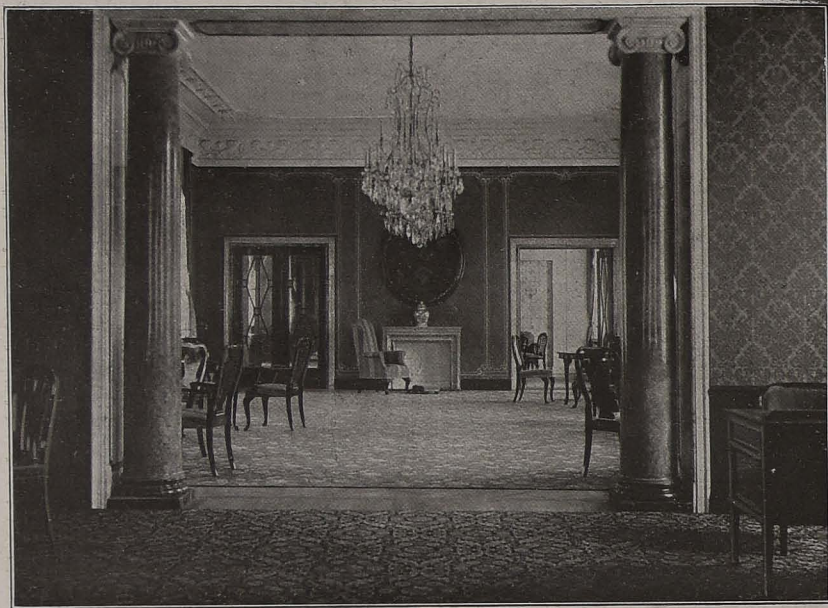


Das neue Kurhaus.

Präsident Kaufmann sein sechzigstes Lebensjahr. Indem wir ihm und seinem Umte hierzu Glück wünschen, dürfen wir zugleich das Vertrauen bezeugen, daß er auch weiterhin die deutsche Arbeiterversicherung als das erhalten wird, als was sie der jetzt so grimmig englische Minister Lloyd George einmal charakterisiert hat: als „eine herrliche Einrichtung, die Hunderttausende und vielleicht Millionen vor einer unermeßlichen Summe von Elend bewahrt hat“.

Die neuen Kuranlagen in Aachen.

Die altehrwürdige Kaiser- und Bäderstadt an der Westgrenze des Deutschen Reiches mußte ihren Quellen und Kuranlagen eine neue, den Zeitverhältnissen entsprechende Fassung geben, wenn sie im Wettbewerb mit den anderen Bädern nicht unterliegen sollte; auch drohte die mächtig emporblühende Industrie Aachens die im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Kuranlagen zu erdrücken. Bei der gütigsten Umwandlung ihres Kur- und Badesystems, wie man sie vor fünf Jahren in Aachen beschloß, blieb die Stadt nicht auf halbem Wege stehen; sie schuf vielmehr unter Aufwendung von 7 Mill. „eine Anlage, der man, was Lage und Großzügigkeit, Eigenart und Zweckmäßigkeit anlangt, schwerlich etwas Gleichartiges wird zur Seite stellen können. In den Wäldungen des romantischen Stadtwaldes, zu Füßen des die Stadt beherrschenden Bousbergs, haben die



Damenkabin im neuen Kurhaus.

Zur Eröffnung der neuen Kuranlagen in Aachen am 8. Juni.

MÜLLER EXTRA

MATHEUS MÜLLER-SEKTKELLEREI ELTVILLE

HOF-LIEFERANT S.R. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE

Jeder spielt sofort Klavier und Harmonium!
Ohne Notenkenntnisse — ohne fremde Hilfe — in kürzester Zeit kann jeder nach der „Tastenschrift“ flott vom Blatt Klavier und Harmonium spielen. Glänzend begutachtet, über 500 Musikalien erschienen. Vollständiger Lehrgang mit 25 Musikstücken Mark 5.—, Probestücke mit Aufklärung 50 Fig. Musik-Verlag Euphonia, Friedenau 23 bei Berlin.

Sommersprossen

gelbe Flecke, Leberflecke, unreinen Teint beseitigt „Chloro“ Hautbleichcreme. Tube 1.4. In Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

WIESBADENER RHEUMATISMUS
Kochbrunnen-Bäder
Verwundg., Knochenbrüche, Eiterungen
Jed. 1. letz. Kriegsbesetzte v. gesamt.
Weltf. Naturb. u. ph. u. 22. uranienkolor. Via 10
Ampt. Kontroll. d. Stadt Wiesbaden
Trinkkuren zu 30 Flaschen

KÖNIGL. SACHS. LANDES LOTTERIE
Die volle Hälfte gewinnt
Kleine Loszahl
Auszahlung sofort
800 000
500 000
300 000
200 000
150 000
2. Klasse:
12. u. 13. Juli
Amtl. Lospreise:
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 10, 20, 50, 100.
Versandges. Vor-
einsd. od. Nach-
auch ins Feld.
MaxBorsfel
Leipzig 7
Amtliche Kollektion
Postcheck
Leipzig 51172

P. Maddatz & Co
Berlin Leipzigerstr.
122-123
Konserven-Apparate
Konserven-Gläser
für Fleisch, Gemüse und Obst
Eisfräse
Fruchtpressen
Dörr-Apparate
Preisliste kostenfrei.

Wir bitten

von den Offerten unserer Inserenten unter Bezugnahme auf die Leipziger Illustrirte Zeitung gefälligst recht aus-
gleichigen Gebrauch machen zu wollen.

Verwendet „Kreuzflennig“-Marken zu 1, 2, 5 u. 10 Pf. — Wo am Orte wende man sich an die „Kreuz-Flennig“-Sammlung, Berlin, Abgeordnetenhaus, Zimmer 12. Postcheckkonto Berlin 20997, Fernspr. Zentrum 9041.



Beinkorrektionsapparat
Segensreiche Erfindung!
Kein Verbandapparat. Keine Beinschienen.
Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat heilt nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei älteren Personen ungeschönte (Oua-X) Beine ohne Zeitverlust noch Berufs-
störung bei nachweislichem Erfolg.
Ärztlich im Gebrauch. Der App. wird in Zeit d. Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) je nach Lage angelegt u. wirkt auf d. Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach und nach normal gestaltet werden. Begonnen im Felde zu benutzen, da sehr leicht im Gewicht (1 1/2-2 kg) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie gegen Einsendung von 1 Mk. in Briefen (Betrag wird bei Bestellung gutgezeichnet) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinefehler zu heilen. Wissenschaftl.-orthop. Versand „Ossale“, Arno Hildner, Chemnitz 66.

nach den Plänen des Münchner Architekten Karl Stöhr ausgeführten Anlagen ihren Platz gefunden. Sie zerfallen außer den Baulichkeiten umrahmenden Wald- und Gartenanlagen in ein monumental ausgeführtes Rheumabad, ein Kurhaus und einen palastartigen Hotelbau, die mit einer 10 m breiten Wandelhalle untereinander verbunden sind. Das Kurhaus zeigt sich als ein breit hingelagerter zweigeschossiger Bau mit griechischem Portikus. Außer den zahlreichen mit vornehmem Luxus versehenen, dem Wirtschaftsbetrieb und der Unterhaltung dienenden Sälen enthält das Kurhaus einen ausgedehnten, besonders stimmungsvoll ausgestatteten Kongresssaal; das Badehaus ist ein fünfstöckiger Bau, der bei aller Großzügigkeit der Anlage äußerlich seiner Bestimmung als Heilstätte nicht widerspricht; der Hotelbau, Quellenhof genannt, enthält 270 Betten. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß bei allen diesen Anlagen die neuesten Errungenschaften der Bade- und der Hotelhygiene nutzbar gemacht wurden, und daß überall das Bestreben sich bemerkbar macht, die Zweckbestimmung der Bauten mit einer kunstvollen Innenarchitektur in harmonischen Einklang zu bringen.

Der Bau der umfassensten Anlagen wurde im Jahre 1913 begonnen; zu der für 1915 in Aussicht genommenen Eröffnung hatte Kaiser Wilhelm sein persönliches Erscheinen zugesagt. Der Ausbruch des Weltkrieges brachte zunächst in die Arbeiten einen unverhofften Stillstand. Die Schläge des Schimmers und des Meißels wurden überhört vom Donner der Geschütze, der von den

Festen Lüttich, Namur und Antwerpen über die Landesgrenze, weit über die fläghere Gemarkung bis Köln hinüber, dröhnte; schließlich brachten Arbeitermangel und die Schwierigkeiten im Materialtransport die Arbeiten, wenn

auch nur zeitweilig, ganz zum Stillstand. Endlich wurde es ermöglicht, mit allen Kräften das vorgeschrittene Werk zu fördern, und am 8. Juni konnten die umfassensten Anlagen ihrer Bestimmung übergeben werden. Wenn Kaiser



Von der Eröffnung der neuen Kuranlagen in Aachen am 8. Juni: Gruppe der Festteilnehmer.

1. Der Vertreter des Kaisers, preussischer Landwirtschaftsminister Freiherr v. Schorlemer; 2. Oberpräsident der Rheinprovinz Staatsminister Dr. Freyher v. Rheinbaben; 3. Geheimrat Ebbing, Erster beigeordneter Bürgermeister der Stadt Aachen; 4. General v. Strantz. (Phot. Gerhard Mertens, Aachen.)

Wilhelm auch nicht, wie gehofft, zu der Eröffnungsfeier erscheinen konnte, so entfaltete er doch in der Person des Landwirtschaftsministers Freiherrn v. Schorlemer einen Vertreter, und die Wahl dieses hervorragenden Staatsmannes wurde in Aachen um so freudiger begrüßt, als Minister v. Schorlemer als früherer Oberpräsident der Rheinprovinz bei dem Bauprojekt gewissermaßen Pate gestanden hatte. Außer dem Vertreter des Kaisers wohnte auch der frühere Regierungspräsident von Aachen und jetzige Zivilgouverneur von Belgien, v. Sandt, der Eröffnungsfeier bei, die dem Ernst der Zeit entsprechend, rauschende Festlichkeiten ausschloß und sich auf den glänzenden Eröffnungsakt und ein Festkonzert im Festsaale des Kurhauses beschränkte.

Die neuen Kur- und Badeanlagen Aachens sind von der Stadtverwaltung an eine städtische Gesellschaft, die einen mütterlichen Betrieb gewährleistet, für eine Reihe von Jahren verpachtet. Als bewährtes Rheumabad dürfte Aachen nunmehr einer neuen und glänzenden Zukunft entgegensehen, und ganz besonders kann man hoffen, daß unsere wackeren, von rheumatischen Leiden gequälten Krieger sich in der Bäderstadt Karls des Großen erfinden und an den heilbringenden Quellen Erholung und Genesung finden.

Albert Drossing.

CHOCOLADEN ALPURSA CACAO

Haus-Trinkkuren
mit der anerkannt heilkräftigen **Wettingquelle**
sind erprobt bei
Gicht, Rheumatismus, Schias, Nieren- und Blasenleiden, Frauenleiden, Zuckerkrankheit, Aderverhärtung, Schwächezuständen.
Lehrreiche Drucksachen von der Badeverwaltung des Radiumbades Brambach i. Vogtl.



SILBERWAREN-FABRIK ARN KÜNNE ALTENA i.W.
Bestecke, Festgaben, Silber u. versilbert. Katalog und Auswahl frei.

Schönheit
Rosiger Teint, weiße Hände, weiche glatte Haut erzielt mein **„Krem Birken“**
Nicht fettend. Unentbehrlich bei spröder Haut, Frost, Wunden, Rote, Misseern und Sommersprossen. Dose M. 2.—, Tube M. 1.25.
Schwarzlose vorm. Adolph Heister Berlin, Friedrichstraße 183.



Durch die Photohändler stets lieferbar:

„Agfa-Trockenplatten“
„Agfa-Extrapapier“ * „Agfa-Special“
„Agfa-Chromo“ * „Isolar“ * „Isorapid“
„Chromo-Isolar“ * „Chromo-Isorapid“
„Agfa-Diapositiv“ * „Isolar-Diapositiv“
* * * * „Agfa-Röntgen“ * * * *



„Agfa-Farbenplatten“
für Aufnahmen in natürlichen Farben.



Gelbe „Agfa“-Preisliste 1. 6. 1916, sowie Dr. M. Andresen's illust. Schriften:

„Über farbenempfindliche und lichttrocknende Platten“
„Über photographische Entwickler“ * „Über photochemische Hilfsmittel“
„Winke für die Blitzlichtphotographie“
kostenlos durch Photohändler oder vom Verlag:
„Agfa“ AKTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILIN-FABRIKATION
Berlin SO. 36



KALODONT



ZAHN-CREME UND MUNDWASSER





Asbach „Uralt“

alter deutscher Cognac

eine hochwillkommene Gabe.

Ein vaterländisches Erzeugnis,
in Rüdesheim am Rhein aus
Naturwein destilliert und auf
jahrelangem Lager gepflegt,
von unvergleichlicher Güte.

Weitere beliebte Marken:

Asbach „Alt“
und
Asbach „Privatbrand“

Brennerei: Rüdesheim am Rhein

Verkaufsstelle für Österreich:
Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke,
Wien I., K. K. Hofburg



MANOLI ZIGARETTEN

**EINE KLASSE
FÜR SICH**



LECIFERRIN

hervorragend zur

Kräftigung der Nerven

sowie
des Gesamtorganismus,
beseitigt

Blutarmut, Nervosität,

bringt
gesundes frisches Aussehen.

Ärztlich empfohlen.
Sehr angenehm im Geschmack.
Preis: 3 Mark, 4 Kronen, 4 Francs.

GALENUS
Chemische Industrie, G. m. b. H.,
Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 218;
Wien, Gr. Mohrengasse 34;
Budapest, Király Utcza 12;
Basel, Spitalstr. 9.